DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 117

DM 1.60

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70
Italien L 900; Spanien Ptas 70
Printed in Germany

Amok-Lauf der Verlorenen



Nr. 117

Amoklauf der Verlorenen

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, hält sich mit seinen Freunden Danielle de Barteaulieé, Rani Mahay, Arson und Carminia Brado, die er liebt, noch immer auf dem Urkontinent Xantilon auf. Er kann wieder seinen Doppelkörper einsetzen, die Gefangenschaft in zwei Welten ist beendet. Nun will er zum letzten, entscheidenden Schlag ausholen.

Molochos, der Dämonenfürst, dessen Macht in der letzten Zeit immer mehr gewachsen ist, soll endlich die Quittung für seine bösen Taten erhalten. Das rätselhafte »Singende Fahsaals« spielt dabei eine wichtige Rolle.

Mit den Freunden und den Ureinwohnern der Fliegenden Stadt, den Soomans unter Ihrem Herrscher Shaloona, ist er unterwegs, um den verborgenen Ort zu finden…

»Mademoiselle Sengor«, sagte Philip Marais, »bitte zum Diktat…«

Diese Aufforderung tönte täglich mehrere Male über den internen Lautsprecher in der Anwaltskanzlei, in der sechs Angestellte tätig waren.

Nicole Sengor, zweiundzwanzig, langes schwarzes Haar, Mannequinfigur, griff schon automatisch nach ihrem Block und wollte ihren Platz verlassen, als sie plötzlich stutzte.

»He, Lucille… was hat er denn?«

Lucille war die älteste, eine behäbige Frau, die keine eigene Familie zu versorgen hatte und immer bis zum Schluß im Büro blieb. Sie war schon bei den Vorbereitungsarbeiten für den nächsten Tag, damit alles wie am Schnürchen lief.

Daß Nicole Sengor am Abend nach sieben noch in der Kanzlei war, hing damit zusammen, daß wichtige Korrespondenz noch erledigt werden mußte.

Draußen war es dunkel geworden, die Straßenlaternen und die Neonreklamen der gegenüberliegenden Geschäftshäuser brannten.

Die grauhaarige Frau blickte irritiert.

»Was er hat, Nicole? Warum fragen Sie so komisch?«

»Ist Ihnen denn nichts aufgefallen?«

»Was sollte mir aufgefallen sein?«

»Seine Stimme, Lucille… sie klang anders als sonst.«

»Nici! Sie träumen«, sagte Lucille mütterlich. »Kann ich verstehen. Es ist auch schon spät.«

Nicole Sengor seufzte. »Dafür fängt morgen der Urlaub an. Da kommt es heute abend auf eine Stunde mehr oder weniger nicht an… Aber – ist Ihnen wirklich nichts an seiner Stimme aufgefallen, Lucille?«

Die Gefragte verneinte erheut.

Da ließ Nicole Sengor es gut sein.

Vielleicht hatte sie sich wirklich getäuscht. Aber sie kam nicht los von dem Gedanken, daß die Stimme ihres Chefs einen bedrohlichen Unterton hatte. Unheimlich sogar…

Mit wiegenden Hüften näherte sich die Sekretärin der gepolsterten Verbindungstür.

Dahinter befand sich eine zweite, die sie öffnen mußte.

Dann erst kam Philip Marais’ Heiligtum.

Ein großzügiges, mahagonigetäfeltes Büro mit wertvollen Möbeln und noch wertvolleren Kunstgegenständen aus Afrika.

Gemälde und holzgeschnitzte Statuen – und vor allem Masken. Für Afrika schlug Marais’ Herz. Als junger Mann diente er in der Legion in Algerien. Von da aus unternahm er Reisen ins Herz des Schwarzen Kontinents.

Die geheimnisvollen Dschungel und Eingeborenendörfer in Kenia

und am Kongo hatten es ihm angetan. Er hatte dort rätselhafte Bräuche kennengelernt, von Mythen und Magie gehört und verfügte über Kenntnisse, die man in seinen Kreisen nicht als gegeben voraussetzen konnte.

Marais' Schreibtisch stand so, daß der Anwalt mit dem Gesicht zur Tür saß, durch die Nicole Sengor eintrat.

»Monsieur, Sie…« Weiter kam die hübsche Französin nicht.

Ihre Augen weiteten sich, alles in ihr krampfte sich zusammen, und ihrer Kehle entfloh ein markerschütternder Schrei.

Am Schreibtisch saß nicht Philip Marais, sondern ein widerliches Monster!

Die ältere Kollegin fuhr wie unter einem Peitschenschlag zusammen, als der Schrei ertönte, und Nicole Sengor mit heftigem Ruck die Tür ins Schloß riß.

»Lucille!« Die junge Sekretärin lehnte bleich vor Schreck gegen die Tür und berichtete, was sie gesehen hatte.

Lucille lachte. »Und deshalb laufen Sie schreiend davon, Nicole?« fragte sie verwundert. »Monsieur Marais hat erreicht, was er wollte: Sie zu erschrecken! Er hat eine Maske aufgesetzt und…«

Nicole Sengor schüttelte heftig den Kopf und löste sich von der Tür. »Nein! Das war keine Maske. Das Gesicht – war nicht starr… es hat sich bewegt…«

Ehe die junge es verhindern konnte, war die ältere Kollegin an ihr vorbei, riß die Tür auf und betrat den angrenzenden Raum.

»Monsieur?« hörte die junge Sekretärin die Stimme der Kollegin. »Hallo, Monsieur? Wo sind Sie denn?«

Dann erfolgte ein Krachen.

Die Tür flog erneut ins Schloß.

Der Schrei, der diesmal aus Lucilles Kehle kam, unterschied sich in nichts von dem, den wenige Sekunden vorher Nicole Sengor ausgestoßen hatte.

Doch…!

Er war länger, schrecklicher und ging in qualvolles Stöhnen über.

»Lucille!« Nicole Sengors Stimme überschlug sich, die Sekretärin zitterte am ganzen Körper. Instinktiv fühlte sie, daß etwas Furchtbares geschehen war, daß der Mann am Schreibtisch nicht Philip Marais gewesen sein konnte.

Im ersten Entsetzen rannte Nicole Sengor einfach los.

Dann blieb sie plötzlich stehen.

Totenstille herrschte.

Die Ruhe, die nach dem grauenvollen Schrei entstanden war, schien geradezu unnatürlich.

Nicole machte auf dem Absatz kehrt und schlich auf Zehenspitzen zu der gepolsterten Tür zurück. Die erste stand noch sperrangelweit

offen, die zweite war eingeschnappt.

Nicole Sengor starrte darauf, als wollte sie sie mit ihren Blicken durchbohren.

»Lucille?« entrann es den Lippen der Sekretärin.

Es erfolgte keine Antwort.

Das Gefühl, daß hinter jener Tür etwas Furchtbares geschehen war, breitete sich unaufhaltsam aus.

Nicoles Körper war bedeckt mit einer Gänsehaut, und ohne es sich erklären zu können, nahm das Gefühl kalten Grauens zu…

Dann riß sie sich zusammen, drückte die Klinke und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

Nicols Blick fiel zuerst auf den Schreibtisch, der fast die ganze Wand vor ihr einnahm.

Philip Marais saß nicht mehr auf seinem Platz. Der wuchtige, hohe Ledersessel war leer.

Ein Luftzug streifte ihre erhitzte Stirn. Das Fenster zum Hof stand weit offen… Vorhin – war es noch geschlossen gewesen…

Nicole Sengor ging wie in Trance zwei Schritte ins Büro hinein. Alles an ihr war gespannt. Sie war darauf eingerichtet, beim geringsten Anlaß sofort die Flucht zu ergreifen.

»Lucille?« Fragend warf sie einen Blick hinter die Tür. »Monsieur Marais?«

Dann schnürte das Grauen ihre Kehle zu, und Nicole Sengor wollte nicht glauben, was sie sah.

Hinter der Tür – lag die ältere Kollegin!

In einer großen Blutlache…

Lucilles Bluse war aufgerissen, über Gesicht und Brust liefen breite, tiefe Risse, als wären sie mit einem großen Messer oder langen Krallen ausgeführt worden.

Nicole Sengor schrie wie am Spieß. Doch in dem Bürohochhaus, in dem sich um diese Zeit niemand mehr aufhielt, hörte sie kein Mensch.

Was sie im einzelnen tat, brachte sie nachher in chronologischer Reihenfolge nicht mehr zusammen.

Ob sie erst in den Korridor lief und brüllte oder den Telefonhörer zur Hand nahm und verzweifelt die Polizei alarmierte - das wußte sie so genau nicht mehr.

Bleich und wie leblos saß sie in einem Besuchersessel im Vorzimmer und sah, wie die Männer kamen.

»Kommissar Legrait«, stellte sich ein untersetzter Mann mit Schnurrbart und dem Geruch nach Zigarren vor. »Mademoiselle… Sengor?«

»Oui«, hörte sie sich flüstern. »Da drin… gehen Sie nur durch… liegt die Leiche… Monsieur Marias habe ich nirgends gesehen… er ist verschwunden…«

Legrait verschaffte sich einen ersten Eindruck von der toten Büroangestellten, während ein Begleiter sich um Nicole Sengor kümmerte, die offensichtlich unter einem Schock stand. Es gelang dem Beamten, die Sekretärin zum Liegen auf dem schmalen Sofa zu bewegen.

Dann traf der von der Kripo informierte Arzt ein.

Er kümmerte sich zuerst um Nicole Sengor, verabreichte ihr eine Spritze und betrat dann den Raum, in dem die Leiche lag.

Sie sah furchtbar aus.

»Haben Sie eine Erklärung dafür, Doktor Ferrand?« fragte Legrait ohne Umschweife.

»Sieht aus, als hätte sie ein Raubtier angefallen.« Ferrand nahm eine erste Untersuchung vor, während Legraits Begleiter den Raum nach Spuren absuchten. Am Fenster waren deutliche Kratzer zu sehen.

Legrait beugte sich hinaus. Der Hof lag zehn Stockwerke unter ihm. Die Hauswand war glatt, und doch wies einiges darauf hin, daß jemand auf die Fensterbrüstung gestiegen war, offenbar um hinauszuklettern und zu verschwinden.

Philip Marais?

Ebenso schnell wie ihm dieser Gedanke gekommen war, verwarf er ihn wieder. Es war ausgeschlossen, daß ein Mensch an der glatten Wand sich bewegt hatte.

»Sucht den Hof ab«, bat Legrait zwei Mitarbeiter. »Vielleicht findet ihr dort etwas… Komische Geschichte«, konnte er sich die Bemerkung nicht verkneifen. »Ich nehme mir die Sekretärin noch mal vor.«

Nicole Sengor hatte den Schock und das Entsetzen einigermaßen überwunden.

»Lucille… sie ist tot, nicht wahr?« fragte sie tonlos, als der Kommissar nähertrat.

Die junge Frau lag noch auf dem Sofa.

Legrait nickte flüchtig, zog sich einen Stuhl heran und blickte ihr ins Gesicht.

»Ich hätte gern noch ein paar Worte mit Ihnen gewechselt, Mademoiselle. Fühlen Sie sich imstande, meine Fragen zu beantworten?«

»Ich denke doch, Kommissar.«

»Was genau haben Sie gehört und gesehen? Vorhin am Telefon klang alles ein bißchen verworren… Nehmen Sie sich jetzt Zeit und erzählen Sie mir alles der Reihe nach.«

Nicole Sengor nickte. »Er rief mich zum Diktat. Da kam mir seine Stimme schon seltsam vor…«

»Wieso – seltsam?«

»Verändert… fremd, Kommissar… Ich kann es ihnen auch nicht genau beschreiben. Sie klang anders, als sonst, dumpf – und

gefährlich… Ich machte Lucille darauf aufmerksam. Aber sie fand meine Bemerkung absurd. Da öffnete ich die Tür zu Monsieur Marais' Zimmer. Hinter dem Schreibtisch saß eine furchtbar anzusehende Gestalt…«

Sie schloß die Augen, ihre Lider zitterten leicht.

»Beschreiben Sie sie, Mademoiselle.«

»Das Gesicht erinnerte an eine afrikanische Dämonenmaske. Die Augen waren riesig, links und rechts aus dem Mundwinkel ragten spitze, dolchartige Zähne – wie Stoßzähne sahen sie aus…«

»In Monsieur Marais' Büro hängen sehr viele Masken. Offenbar wollte er sich einen Scherz mit Ihnen erlauben, Sie erschrecken – und hat sich eine vor das Gesicht gehalten…«

»Es war keine Maske«, schüttelte Nicole Sengor den Kopf. »Das Gesicht - hat sich bewegt. Masken – sind starr…«

»Konnten Sie das in der Eile denn erkennen?«

»Es war der Grund, weshalb ich sofort entsetzt zurückgewichen bin. Sie werden mich für verrückt halten, Kommissar… doch selbst auf diese Gefahr hin schildere ich Ihnen genau den Eindruck, den ich hatte. Es war keine Maske! Monsieur Marais hatte sich verändert… das klingt absurd, ich weiß. Aber von all den Masken, die mir bekannt sind und die im Büro Marais hängen, gleicht keine der, die der Mann aufgehabt haben soll…«

»Hatte Monsieur Marais zum Zeitpunkt, als er Sie zum Diktat rief, einen Besucher bei sich?« versuchte Legrait von diese Seite einen Vorstoß.

»Nein, außer ihm, Lucille und mir hielt sich um diese Zeit niemand mehr in der Kanzlei auf.«

»Sie behaupten also, daß Monsieur Marais sich zu einem Monster entwickelt hat?«

Nicole Sengor nagte an ihrer Unterlippe. »Ich hatte den Eindruck, auch wenn so etwas unmöglich scheint…, ich weiß…« Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. »Dann ging Lucille hinein…, sie wollte mir ebensowenig glauben, wie Sie es jetzt tun. Ich hörte sie nur noch schreien. Als ich die Tür aufriß, war das Monster hinter dem Schreibtisch verschwunden und Lucille… lag in ihrem Blut… Es war schrecklich…« Nicole Sengors Stimme bebte und setzte zeitweilig aus.

Legrait entdeckte keine Widersprüche in ihrer Schilderung.

»Wohin kann Monsieur Marais sich gewandt haben?« fragte er leise und stellte die Frage mehr sich selbst als Nicole. »Das Fenster stand offen, aber es gibt keine Möglichkeit, an der Hauswand nach unten zu klettern. Es sei denn – Monsieur Marais hätte statt Hände und Füße Saugnäpfe gehabt…«

*

Die Befragung Nicole Sengors ergab nichts Neues.

Legrait betrat mit der jungen Sekretärin das Büro des Anwalts. Man merkte ihr an, daß sie einen verständlichen Horror davor hatte, die Schwelle zu überschreiten.

»Wie ist sie gestorben?« fragte sie tonlos, als sie aus den Augenwinkeln die inzwischen zugedeckte Leiche ihrer Kollegin gewahrte.

»Es sieht so aus, als wäre sie den Prankenhieben eines wilden Tieres zum Opfer gefallen«, bemerkte Legrait ohne nähere Erläuterung. »Sehen Sie sich genau um«, fuhr er dann fort. »Fällt Ihnen sonst noch etwas auf? Fehlt vielleicht etwas? Ein Gegenstand aus Monsieur Marais' Sammlung?«

Nicole Sengor suchte mit ihren Blicken Wände und Regale ab.

Alles stand an Ort und Stelle. Auch die Masken, die die Wände zierten, waren vollzählig. Das Fehlen einer einzigen wäre sofort aufgefallen.

Der Vorfall blieb mysteriös, und dieses Mysterium verstärkte sich noch, als Legraits Mitarbeiter von unten zurückkehrten und mitteilten, daß sie im Hof keine Spuren und auch sonst nichts Verdächtiges festgestellt hätten.

Um neun Uhr waren die Routineuntersuchungen beendet.

Die Leiche war in einem Zinksarg aus dem Haus gebracht worden; die gerichtsmedizinische Untersuchung – für den nächsten Tag anberaumt – würde weiteren Aufschluß über die Todesursache ergeben.

Philip Marais blieb spurlos verschwunden.

Nicole Sengor fühlte sich an diesem Abend außerstande, mit dem eigenen Wagen nach Hause zu fahren. Sie ließ ihren Peugeot in der Tiefgarage stehen, und Legrait fuhr die Sekretärin in ihre Wohnung, die fünf Minuten von dem Hochhaus-Komplex entfernt lag.

Legrait begleitete Nicole Sengor bis zur Wohnungstür.

Die Sekretärin wohnte in einem fünfstöckigen Altbau, direkt unter dem Dach. Der vergitterte Aufzug rasselte nach oben.

»Haben Sie in den nächsten Tagen etwas Bestimmtes vor, Mademoiselle?« wollte Legrait wissen, bevor er sich verabschiedete.

»Eigentlich beginnt morgen früh mein Urlaub. Das war mein letzter Tag heute im Büro. Warum fragen Sie danach, Kommissar?«

»Falls noch Fragen im Zusammenhang mit dem Verschwinden Philip Marais' und dem Tod von Mademoiselle Lucille auftauchen sollten«, erwiderte er nachdenklich. »Es kann sein, daß sich in den nächsten Tagen etwas tut… Wollten Sie wegfahren?«

»An kein bestimmtes Ziel. Mit einem Freund wollte ich eine Motorradtour unternehmen. Mal in die Provence, an die Cote d'Azur

oder in die Bretagne, je nach Lust und Laune.«

»Wenn Sie merken, daß Ihnen die Decke auf den Kopf fällt, und Sie meinen, Sie müssen raus, dann tun Sie es«, sagte Legrait verständnisvoll. »Auf alle Fälle werde ich bei Gelegenheit wieder von mir hören lassen – wenn es sich ergeben sollte. Viele Fragen blieben unbeantwortet… noch eine letzte, Mademoiselle. Befaßte sich Monsieur Marais mit Okkultismus, Magie oder Zauberei?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Eine merkwürdige Frage, ich weiß«, entgegnete er ausweichend. »Aber die Sammlung afrikanischer Kultgegenstände in seinem Büro läßt darauf schließen, daß er sich nicht nur oberflächlich mit diesen Dingen umgab, um sie als Zierde zu besitzen.«

»Mir ist in dieser Beziehung nichts bekannt.«

»War Philip Marais in der letzten Zeit anders als sonst? Ist Ihnen schon mal - eine Veränderung seiner Stimme aufgefallen?«

»Bis auf heute abend – nicht…«

»Dann will ich Sie nicht länger aufhalten, Mademoiselle. Bon soir!«

»Bon soir, Kommissar«, sagte sie leise und abwesend.

Dann war Nicole Sengor allein in der Wohnung, und mit dem Alleinsein – kamen die quälenden Gedanken.

Die Ereignisse des Abends stiegen machtvoll wieder in ihr auf. Die Bilder, die sie verdrängt zu haben glaubte, nahmen wieder Formen und Gestalt an.

Die furchteinflößende Fratze des Mannes hinter dem Schreibtisch. Nichts Menschliches mehr hatte er an sich gehabt…

Der bestialische Mord an Lucille…

Wie war das alles geschehen?

Sie zündete sich eine Zigarette an und öffnete weit das Fenster, um die kühle Nachtluft zu spüren, die ihr erhitztes Gesicht angenehm fächelte.

Träumte sie – oder waren die letzten Stunden Wirklichkeit gewesen?

Nicole kniff sich in die Wange und spürte den brennenden Schmerz.

Also war sie wach.

Ihre Gedanken aber wirbelten noch immer wirr durcheinander, sie war unfähig zu klarem Denken und erst recht im Erkennen dieser Ausnahmesituation, die jeder Vernunft spottete.

Die junge Frau atmete tief durch und fühlte die Unruhe, die sich wieder stärker in ihr bemerkbar machte.

Sie wollte wachbleiben und sehnte sich doch danach, tief und erholsam zu schlafen.

Der Arzt hatte ihr ein Röhrchen mit Beruhigungstabletten gegeben, von denen sie zwei nehmen sollte, wenn sie spürte, daß sie nervös

wurde.

Sie starrte gedankenversunken über die Dächer, die unter ihr lagen.

Das Lichtermeer von Paris breitete sich aus.

Nicole hörte den Straßenlärm, das Brummen der Motoren, das Hupen…

Alles war wie immer.

So schien es ihr.

Sie konnte den Kopf nicht so weit drehen, um auf das Dach, unter dem sie wohnte, einen Blick zu werfen.

Hinter dem Schornstein bewegte sich ein grotesker, menschengroßer Schatten.

Eine unheimliche Gestalt kauerte dort, konnte vom Dach nach unten sehen und nahm den Lichtschein und die silhouettengleiche Figur Nicole Sengors am Fenster wahr.

Der Mann trug einen dunklen Anzug und eine dezent gemusterte Krawatte.

Es war die Kleidung, die der verschwundene Philip Marais zuletzt getragen hatte.

Aber der Mensch, der in dieser Kleidung steckte, hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem Anwalt.

Sein Gesicht glich dem eines leibhaftigen Dämons. Zwei Stoßzähne ragten überlang aus dem linken und dem rechten Mundwinkel.

Die Augen waren groß wie Untertassen, tief eingefurcht waren die Gesichtszüge, die Haare struppig.

Die Hände – waren keine menschlichen Hände mehr, sondern schreckliche Klauen mit gebogenen Krallen, wie urwelthafte Saurier und Greifvögel sie hatten.

Die Arme waren angewachsen und Flughäute, die sich wie die gerippten braunen und ausgezackten Flügel von überdimensionalen Fledermäusen über den Rücken des Dämonischen spannten.

Der schreckliche Mund verzog sich zu widerlichem Grinsen.

Die unheimliche Gestalt auf dem Dach verhielt sich still, abwartend und lauernd.

Das Geschöpf, das mal Philip Marais gewesen war, wußte, daß Nicole Sengors Leben nur noch eine Frage der Zeit war.

Der Ruf aus dem Reich der Finsternis was erfolgt.

Er selbst hatte vor mehr als zwanzig Jahren – in einer wilden Tropennacht - den Grundstein für das gelegt, was nun zum Ausbruch kam. Und er wußte, daß seine Zeit gekommen war und eine dramatische Entwicklung eingesetzt hatte…

Nicole Sengor zog sich vom Fenster zurück, ließ es aber offenstehen und begann sich langsam auszuziehen.

*

Über Hawaii und den Galapagos lag strahlender Sonnenschein, die gesamte Gegend erfreute sich eines wolkenlos blauen Himmels.

Auch hier würde in einigen Stunden die Sonne untergehen, und die Nacht würde das Tageslicht ablösen.

Aber eine kleine Welt – genau zwischen Hawaii und den Galapagos, in der berüchtigten Clarion-Grabenzone des Pazifischen Ozeans – würde von Dunkelheit und Nacht ausgenommen sein.

Es war die unsichtbare Insel Marlos, die auf keiner Karte der Welt verzeichnet war.

’Dort wurde es nie richtig Nacht.

Mit der Insel hatte es seine besondere Bewandtnis. Sie gehörte Björn Hellmark, dem Herr von Marlos. Ihm war sie von den Großen einer Welt, die in der Vergangenheit der Erdgeschichte von sich reden machte, als Vermächtnis gegeben worden.

Marlos war ein Teil des legendären Urkontinents Xantilon, einer riesigen Insel, die wie einst Atlantis und Mu in den Fluten des Meeres versank. Doch bei Xantilon hatten außergewöhnliche Vorkommnisse, die mit der Welt und dem Anspruch der Dämonengöttin Rha-Ta-N’my zu tun hatten, eine entscheidende Rolle gespielt.

Auf der kleinen, fast runden Insel lebte nur eine Handvoll Menschen.

Zu ihnen gehörte seit kurzem die englische Privatdetektivin Pamela Kilian.

Alan Kennan, ein beherzter und aufmerksamer Mitstreiter des Dämonenjägers Björn Hellmark, hatte sie hierhergebracht. Und damit in Sicherheit.

Pamelas Schicksal war nicht alltäglich.

Nun war sie wieder zurückgekehrt, um sich von den unheimlichen Ereignissen zu erholen.

An diesem Ort war es noch möglich. Hier herrschten Friede und Eintracht, hier hatten die Mächte, die sonst überall in der Welt wirksam wurden, keine Angriffsfläche. Marlos war ein Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis, gegen das Böse und die Dämonen.

Pamela Kilian ging an dem weiten, einsamen Sandstrand spazieren.

Hinter sanften Hügeln lagen die Blockhütten der Marlos-Bewohner.

Pamelas nackte Füße hinterließen in dem weißen, jungfräulichen Sand, Abdrücke.

Das Meer rauschte, die Wellen liefen sanft am Strand aus, die Temperaturen waren immer frühlingshaft.

Hier an diesem Ort konnte man Kraft schöpfen und vergessen… Und das war gerade für sie wichtig, deren Nerven bis an die Grenze der Belastbarkeit strapaziert worden waren.

Die Engländerin bewegte sich unter raunenden Palmen.

Manchmal war ein leises Pfeifen zu hören oder ein Wort.

Das Gesprochene klang menschlich, aber derjenige, der es von sich gab, war kein Mensch.

Es war ein Winzling, ganze drei Zentimeter groß, hatte etwas von einem Vogel, einer Schildkröte und – einem Menschen an sich. Er hatte winzige Arme und Beine und einen kahlen Kopf mit elf stecknadelgroßen Noppen, die er nach Bedarf wie Fühler ausfahren konnte.

Die Augen waren rund und quollen hervor wie bei einem Frosch. Die zarten, seidig schimmernden Flügel befanden sich zwischen den Schultern. In sanftem Flug ließ der Kleine, der ständig seine Bemerkungen machte, sich von einem Palmblatt heruntergleiten und schwebte wie ein Schmetterling vor Pamela Kilian her.

»Na, kannst du noch?« fragte der kleine Kerl mit einer kräftigen, männlichen Stimme, die man ihm gar nicht zutraute.

Auch das war eine Besonderheit dieses Wesens. Es konnte jede Stimme, jedes Geräusch täuschend nachahmen. »Oder soll ich dich tragen?«

Pamela lachte leise.

»Dafür, Blobb-Blobb, dürften deine Hände wohl etwas zu klein ausgefallen sein… Wenn ich müde werde, laß ich mich einfach in den warmen Sand sinken und streck' alle viere von mir…«

»Schätzungsweise war sie etwa fünf Meilen gegangen, immer am Strand entlang, der überhaupt kein Ende zu nehmen schien.«

»Hände sind dabei nicht wichtig«, maulte der kleine Kerl und vollführte einen Salto mortale vor ihrer Nase. Das Geschöpf, das Whiss aus einem Ei gebrütet hatte und ihm täuschend ähnlich war, hatte sich – seit Pamela auf der Insel weilte – immer mehr an die junge Engländerin angeschlossen. Seitdem Pepe und Jim, der Guuf, einen Auftrag Hellmarks erfüllten und einen Eingang bewachten, durch den Dämonen aus einer anderen Welt unter Umständen in diese Dimension eindringen konnten, hatten seine beiden Spielgefährten kaum noch Zeit für ihn. »Es gibt andere Möglichkeiten. Zum Beispiel diese…«

Blobb-Blobbs Worte waren noch nicht verklungen, da schoben sich auch schon zwei seiner Noppen aus dem kahlen Schädel.

Im selben Moment glaubte die rothaarige Frau in dem dünnen, türkisfarbenen Strandkleid, jemand würde ihr einen Stoß in den Rücken versetzen.

Sie stolperte und taumelte.

»He, Blobb-Blobb!« rief sie aufgeregt. »Laß das!«

Aber da lag sie auch schon flach, stürzte jedoch nicht in den Sand, sondern blieb etwa einen halben Meter darüber in der Luft liegen, als befände sich unter ihr ein Luftkissen, das sie trug.

Das unsichtbare Feld, auf dem sie lag, wanderte lautlos über den Boden.

»Toll, was?« strahlte der kleine Kerl über sein ganzes Gesicht wie ein Honigkuchenpferd. »So kann man sich wirklich ausruhen und entspannen.«

Pamela Kilian stöhnte verhalten. Inzwischen hatte sie längst die Erfahrung gemacht, daß Blobb-Blobb zu den unmöglichsten Zeiten zu allerlei Unsinn aufgelegt war. Aber sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, daß dies alles nur mit Hilfe massiver parapsychologischer Kraftströme ausgelöst wurde, die Blobb-Blobb mehr oder weniger gezielt mit seinen Para-Fühlern bewirkte. »Ich will nicht im Liegen spazierengehen«, beschwerte sich die Engländerin, »sondern aufrecht, wie sich das gehört…«

»Begreif ich nicht«, schüttelte Blobb-Blobb den Kopf und bediente sich der Sprechweise und des Slangs des Amerikaners Alan Kennan, so daß Pamela meinte, der Mann, der sie aus zwei lebensgefährlichen Situationen gerettet hatte, würde direkt neben ihr hergehen. »Das ist doch mal ein anderer Blickwinkel… Spazierengehen am Strand im Liegen… ihr Menschen seid eine komische Rasse… da fahrt ihr aus eigener Kraft im Boot aufs Meer, laßt euch auf dem Wasser schaukeln und genießt die Weite, in die euch euer Blick führt, aber wenn euch eine solche Möglichkeit an Land geboten wird, fangt ihr an zu zetern…«

»Ich zetere nicht. Ich möchte nur aufrecht gehen.«

»Wenn das dein Wille ist, dann bitte…«

Ein unsichtbares Kraftfeld drückte Pamela Kilian in die Höhe.

Nun stand sie aufrecht, aber sie berührte noch immer nicht mit ihren Füßen den Boden.

Sie erblickte den weißen, unberührten Sand unter sich und schwebte einen halben Meter darüber hinweg.

Es kam ihr so vor, als würde sie auf einem unsichtbaren Laufband stehen, das sie immer weiter von der Stelle wegtrug, wo die Hütten, Gärten und Felder lagen.

Die Detektivin bewegte die Beine, trat aber auf der Stelle. Das unsichtbare Feld unter ihren Füßen glitt dahin, ohne daß sie es beeinflussen konnte.

Sie wollte noch etwas sagen, aber die Worte blieben ihr wie ein Kloß im Hals stecken.

Sie sah ein gewaltiges Gebilde, das majestätisch am Himmel entlangzog, sich der Insel von der Seite her näherte und genau darauf zusteuerte.

Eine Stadt…

Sie stand auf einer Plattform, die flammenumkränzt war. Zahllose Zinnen, Türme und Brücken waren jenseits der gewaltigen Mauer zu

erblicken, diese fremdartige, ungewöhnliche Erscheinung nahm alle ihre Sinne gefangen.

Eine Halluzination?

Pamela merkte, wie ihr heiß und kalt wurde.

Sofort mußte sie an all die Dinge denken, die Sinne, Körper und Geist ganz in Beschlag genommen hatte, daß sie befürchtete, schon den Verstand zu verlieren.

War das die Nachwirkung?

Kam nun der Irrsinn?

Was sie da sah, konnte niemals real sein!

Am Himmel schwebte eine Stadt heran, senkte sich tiefer und schälte sich immer mehr aus dem Blau des Firmaments…

»Gigantopolis! Die Alptraumstadt!«

Blobb-Blobb schrie es heraus, und auch ihm merkte man das Erschrecken an.

Aber er – kannte das Gebilde…

»Ich muß die anderen verständigen. Alan!«

Der kleine Kerl geriet ganz aus dem Häuschen und schien zu vergessen, daß Pamela Kilien noch auf dem unsichtbaren Feld stand.

Er zog blitzschnell seine Fühler ein.

Die parapsychische Energie brach abrupt zusammen.

Pamela Kilian verlor im wahrsten Sinn des Wortes unvorbereitet den Boden unter den Füßen und plumpste mit dem Hinterteil in den Sand.

Blobb-Blobb bekam das in der Aufregung nicht mit.

Das Auftauchen der gigantischen fliegenden Stadt schien ihn völlig verwirrt zu haben.

Er schlug die winzigen Hände über dem kahlen Kopf zusammen, flatterte los und sauste durch die Luft wie die Biene Maja.

*

Pamela Kilian konnte ihren Blick nicht von der Erscheinung wenden.

Die Plattform sank auf das Wasser herab. Die Wasseroberfläche wurde wie aus einer überdimensionalen Sprühdose zerstäubt.

Die riesige Plattform berührte den äußersten Rand der Insel.

Die Flammen unter und rings um die Plattform erloschen. Die riesige Stadt breitete sich vor der Beobachterin aus und nahm ihr ganzes Blickfeld ein.

Schritt für Schritt wich Pamela zurück.

Sie verstand überhaupt nichts mehr. Alan hatte behauptet, die Insel wäre unsichtbar, Außenstehende könnten sie nicht sehen. Es sei denn, sie kämen durch Zufall – durch einen Schiffbruch oder

Flugzeugabsturz – in die Nähe des Eilandes.

Die Landung der Stadt jedoch wies eindeutig darauf hin, daß sie gezielt angesteuert worden war!

In der Mauer, die die fliegende Stadt umgab, befanden sich viele Tore.

Eines öffnete sich, und Pamela Kilian sah aus der Ferne die ersten Gestalten auftauchen.

Dann vernahm sie auch schon eilige, gedämpfte Schritte hinter sich.

Alan Kennan rannte den Strand entlang.

Das winzige Ding, das ihm voranflog, war Blobb-Blobb. Kaum zu sehen.

»Alan!« stieß Pamela Kilian hervor und warf sich dem Mann, der ihr entgegenkam, in die Arme. »Was ist das…? Was hat das zu bedeuten?«

»Du brauchst keine Angst zu haben, nicht hier auf Marlos«, sagte er schnell. Er atmete hastig und war aufgeregt wie ein kleiner Junge. »Er kommt zurück… Blobb-Blobb wußte von alledem nichts. Gigantopolis war mal die Alptraumstadt, befehligt von Dämonen. Doch dann konnte Björn Hellmark sie seinem ärgsten Feind, Macabros, dem Dämonenfürsten, entreißen. Mit Gigantopolis schrumpfen Zeiten und Räume zur Lächerlichkeit zusammen. Björn Hellmark… der Mann, der große, blonde Mann, der eben durch das Tor kommt… dieser Mann ist Björn Hellmark, der Herr der unsichtbaren Insel Marlos. Er ist zurückgekommen aus der Vergangenheit des Urkontinents Xantilon. Und wir werden bald wissen, ob seine Mission dort von Erfolg gekrönt war.«

Hinter dem Mann kamen noch andere.

Er führte eine Frau von berückender Schönheit an der Hand. Sie hatte schokoladebraune Haut und schwarzes Haar.

Das mußte Carminia Brado, die elegante, rassige Brasilianerin sein.

Blobb-Blobb jubelte, vollführte einen Freudentanz in der Luft, und vor Aufregung stiegen einige seiner ›Antennen‹ aus dem Kopf. Die Folge war eine Kette unkontrollierter, ungewollter Ereignisse, die auf die überschießende Para-Energie zurückzuführen war.

Aus dem Sand vor Pamela und Alan stiegen wie Raketen senkrecht einige Sandfontänen hoch. In den Wipfeln der hohen Kokospalmen raschelte und rauschte es, als würden heftige Windböen sich darin fanden. Dabei war die Luft windstill.

Einige Sandkörner veränderten Form und Farbe.

In der Aufregung, die von Blobb-Blobb ausging, kam es zu unbewußten Materie-Umwandlungen, die der kleine Bursche bisher noch nie bewußt zustande gebracht hatte.

Aus Sand wurden farbige Glasperlen, die unter der Sonne wie

Diamanten glitzerten.

Hinter dem Paar folgte ein weiteres. Ein Inder und eine Französin. Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé.

Dann kam ein Mann mit silberner Haut: Arson, der Mann aus der Zukunft. Und dahinter jemand, den auch Alan Kennan nicht kannte… Eine hochgewachsene, schlanke Frau, deren Haut grün war und die ein durchscheinendes Kleid trug.

Das war die grüne Priesterin, die Hellmark aus der befreiten Dschungelstadt im Innern der Kristallfelsen auf Xantilon mitbrachte.

Und dann folgte ein Mann in farbenprächtigem Phantasiegewand. Er wurde von mehreren Personen begleitet, die ebenfalls ähnliche, aber weiniger kostbar scheinende Gewänder trugen.

Es war Shaloona, der Herrscher von Gigantopolis.

Nicht nur Blobb-Blobb und Alan Kennan begrüßten die Heimkehrer.

Auch Marga und Ulrich Koster kamen hinzu, Anke Sörgensen-Belman und Tina Morena, jenes ungleiche und doch so gleiche Paar, das gemeinsam Reisen in eine bestimmte, Hellmark nicht zugängliche Dimension durchführen konnte.

Sie hielten sich im Augenblick mal wieder als Besucher auf der Insel auf, wollten Neuigkeiten über das Schicksal der in der Vergangenheit Verschollenen erfahren – und kamen mitten hinein in die Sensation.

Björn Hellmark stellte die ›Neuen‹ vor, die ihn auf der Reise in der Fliegenden Stadt begleitet hatten.

Die Marlos-Bewohner erfuhren, wer Shaloona und Vunar, die grüne Priesterin, waren…

»Wen ich nicht mit zurückgebracht habe – sind unser kleiner Freund Whiss und Harry Carson, ein Abenteurer besonderer Art, den ihr noch nicht kennt«, sagte der braungebrannte blonde Mann. »Wir haben in Xantilon einen großen Sieg errungen, aber die Freude ist mit einem Wermutstropfen vergällt. Über das Schicksal Whiss' und Harrys ist uns bis zur Stunde nichts bekannt. Deshalb müssen wir nach diesem Abstecher nach Marlos und in die Gegenwart noch mal zurück. Wir müssen Whiss und Harry finden und Molochos, der in der Vergangenheit Xantilons zurückbleiben mußte, aufspüren und vernichten. Aber erst, Freunde, laßt uns fröhlich sein, und die Stunden, die wir gemeinsam verbringen können, genießen. Marlos soll sein erstes großes Fest erleben, zu Ehren Carminias, die ins Leben zurückgekehrt ist…«

Eine fröhliche Mannschaft ließ die Fliegende Stadt, die abseits in einer Bucht aufgesetzt hatte, zurück und begab sich zu den Blockhütten.

Wenig später wurde gelacht, getanzt, musiziert, getrunken und

gegessen. Der Duft von Gebratenem und Gegrilltem lag in der Luft, Pepe, Björns Adoptivsohn, der mit Jim, dem Guuf, gemeinsam im Keller eines alten Hotels Dämonenwache gehalten hatte, war informiert und zurückgeholt worden.

Für Marlos-Bewohner war es kein Problem, in Gedankenschnelle jeden beliebigen und noch so weit entfernten Punkt der Welt zu erreichen.

Der Wunsch, an diesem oder jenem Ort zu sein, genügte.

Wer längere Zeit auf der Insel weilte, dem wurde eine Gabe zum Geschenk gemacht, die der Wunschtraum eines jeden Menschen war: sich durch Gedankenkraft an ein Traumziel zu versetzen. Teleportation nannte man diese Fähigkeit.

Im Gespräch mit den Freunden wurden zurückliegende Probleme aufgearbeitet, Erfolge und Mißerfolge analysiert und neue Überlegungen angestellt, wie man den Mächten der Finsternis und den Dämonenreichen am wirksamsten begegnete.

Später verließ Björn Hellmark unbemerkt die fröhliche Gesellschaft und mit Carminia Richtung Geisterhöhle, wo er seine Trophäen aufbewahrte: Die restlichen Augen der Schwarzen Manjas, die magische Auswirkungen hatte, den Spiegel der Kinua Macgullyghosh, den Schlüssel zum Reich des Herrschers Komestos II. Waffen und Mittel, die er im Lauf seiner Mission dämonischen Gegnern abgenommen hatte.

Hinter dem Erdhügel, jenseits der heiteren Gesellschaft, nahm Björn die dunkelhäutige Südamerikanerin in die Arme.

»Ich möchte, daß diese Stunde nie vergeht und ich dich immer so halten kann wie jetzt«, sagte er zärtlich. »Von manchen Augenblicken im Leben wünscht man, daß sie ewig währen…«

»Ich werde nicht mehr von deiner Seite weichen. Gleich, wohin du dich auch begibst«, entgegnete die Frau in seinen Armen leise. »Du bist Björn Hellmark, der Mann, der in einem früheren Leben Kaphoon war – und vielleicht noch mehr als diese eine Wiedergeburt durchgemacht hat, ohne dies allerdings zu wissen. Ich bin Carminia Brado, die Frau, die dir in einem früheren Leben schon mal begegnete…«

Damals hieß sie Loana und war die Tochter eines gütigen Herrschers mit Namen Hestus.

Kaphoon und Loana liebten sich in diesem ersten Leben. Aber diese Liebe fand keine Erfüllung. Loana wurde auf grausame Weise von ihm genommen.

In einem zweiten Leben, zwanzigtausend Jahre später, begegnete Björn Hellmark in Rio beim berühmt-berüchtigten Karneval der Brasilianerin Carminia Brado. Es war zwischen beiden Liebe auf den ersten Blick, und erst viel später sollten sie erfahren, daß sie schon

mal gelebt hatten und nach einem unausweichlichen kosmischen Gesetz des Schicksals erneut geboren waren, um sich wiederzufinden und jene große Liebe zu erfüllen, die für sie bestimmt war.

Dies war ihre Gegenwart, ihre Welt.

Sie wußten um die ferne Vergangenheit, hatten inzwischen tausend Beweise für ihre erste Begegnung und wußten, daß dieses neue Leben nicht minder gefahrvoll und hektisch für sie sein würde wie das erste.

»Wir müssen beide tun, was das Schicksal für uns parat hält«, fuhr Carminia leise fort. »Als Loana habe ich mit dir gekämpft. Alle meine Erfahrungen, die ich damals sammeln konnte, sind mir wieder bewußt, und ich werde sie einsetzen im Kampf mit den Geistern und Dämonen aus einer schrecklichen Welt…«

»Du wirst auf Marlos gebraucht«, widersprach Björn, der nicht haben wollte, daß sie ihn auf seinen künftigen Abenteuern begleitete.

»Noch dringender brauchst du mich - brauchen wir uns. Solange Rha-Ta-N'my nicht besiegt ist, werden wir keine Ruhe finden. Auch dies, Björn, ist ein Teil unseres neuen Lebens, unseres neuen Schicksals.«

»Es gibt noch mehr, die dieses Schicksal der Wiedergeburt und des Kampfes gegen die Mächte des Bösen mit uns teilen, ohne es zu ahnen«, sagte er nachdenklich.

Überall in der Welt wurden derzeit Menschen geboren, die sich an frühere Leben erinnerten. Interessant in diesem Zusammenhang war, daß es sich um jene handelte, in deren Adern das Blut der alten Rasse floß. Das Blut jener, die vor rund zwanzigtausend Jahren auf legendären Kontinenten wie Atlantis, Mu, Hyperborea und Xantilon lebten.

Was damals an Kenntnissen gewonnen und oft leichtfertig von vielen wieder verworfen oder aufs Spiel gesetzt wurde, kehrte nun in ihr Bewußtsein zurück und machte sie hellsichtig Dingen gegenüber, die sich so und ähnlich schon mal zugetragen hatten und hochentwickelte Kulturen in Tod und Verderben rissen.

Es war gewiß kein Zufall, daß es heutzutage viele Wissenschaftler gab, die davon ausgingen, daß die ›modernen‹ Erfindungen wie Atomkraft, Computer-Technik, Sonnenenergie, Überschallflugzeuge und Erforschung des Weltalle – in Wirklichkeit nichts anderes waren, als Erinnerungen an Dinge, die der menschliche Geist schon erforscht, gefunden und wieder vergessen hatte.

In Fachberichten wurde heute öffentlich die Frage diskutiert, ob der Geist nicht als ewige Größe anzusehen war, die den Tod überdauerte und sich weiter entwickelte, unter bestimmten Umständen sogar in einem neuen Körper wiedergeboren wurde…

Für Björn Hellmark, Carminia Brado und ihre Freunde gab es

darüber keine Diskussionen und Vermutungen mehr.

Sie *wußten* es…

Sie wußten auch, daß die Menschen, die gerade in dieser Zeit wiedergeboren wurden, einst auf Atlantis, Mu, Hyperborea oder Xantilon lebten… die Menschen der ›alten Rasse‹ kamen wieder. Nicht ohne Grund. Die damals lebten, erhielten eine neue Chance, denn das Leben und das Schicksal war stets eine Chance und mußte von denen, die es anging, nur begriffen und entsprechend erfüllt werden.

Anders als damals, als so viele Fehler begangen wurden…

Carminia Brado und Björn Hellmark hatten ihr Wissen gerade um diese Dinge seit ihrer Anwesenheit in einem Traumkosmos vertieft.

Ihre Psychen waren eine Zeitlang in einem Traumland gewesen, das in früheren Zeiten nur den ›Göttern‹ – wie man die Fremden aus einer anderen Welt stets bezeichnet hatte – zugänglich war.

Björn hatte sich entschlossen, die Droge der Götter zu nehmen, um Carminia aus dem Traumreich zurückzuholen. Dabei war sein Geist in einer Kristallhalle mit Hunderttausenden von Informationen in Berührung gekommen.

Er hatte Dinge gesehen und gehört, die ihm nach und nach wieder einfielen. Informationen aus einer anderen Welt waren zu seinem Bewußtseinsinhalt geworden.

Ähnlich erging es Carminia Brado.

Ihr Mut und ihre Entschlossenheit schienen seit der Rückkehr aus dem Traumland der Götter gefestigt, und sie schien genau zu wissen, daß von nun an ihr Platz ständig an der Seite des geliebten Mannes sein würde.

Björn kam auf die Eindrücke, die er aus dem Traumkosmos mitgebracht hatte, zu sprechen.

»Ich habe vor allen Dingen viele Gesichter gesehen und Namen gehört… Die Geister und Dämonen Rha-Ta-N'mys leben gerade in unserer Zeit oft unerkannt mitten unter uns. Das wissen wir schon lange, aber zum erstenmal weiß ich, daß ich sie entlarven kann. Einen nach dem anderen. Die Informationen in den Kristallen waren so klar, daß ich sie mir nur in das Gedächtnis zurückzurufen brauche.«

Sein Blick verlor sich in der Ferne, und Carminia folgte ihm.

Sie wußte aus Erfahrung, daß die Stunden auf Marlos für einen Mann wie Björn Hellmark stets gezählt waren.

Das ungewöhnliche, fremdartige Abenteuer lockte.

Sein Leben war ein einziges Abenteuer. Es war sein Schicksal für dieses Dasein.

»An wen oder was denkst du? An - Molochos?« wollte die Brasilianerin wissen.

»Auch. Aber seltsamerweise nicht so intensiv, wie ich müßte, wenn man bedenkt, daß es mein ganzes Streben ist, ihn und sein finsteres

Machtgebäude zu zerstören. Ich muß an einen Mann denken, an ein Gesicht, das ich zum erstenmal in der Fläche eines Kristalls im Traumland erblickt habe… Es steigt ständig in meinen Bewußtsein auf.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Er hat etwas mit Rha-Ta-N'my zu tun… sein Name lautet Philip Marais…«

*

»Philip Marais?« wiederholte Carminia Brado den Namen. »Nie gehört… Was soll mit ihm sein?«

Björn antwortete nicht gleich. »Ich weiß es nicht… es ist nur ein Bild, eine Idee.«

Man merkte ihm an, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, daß er in sich hineinlauschte, als vernähme er eine leise, ferne Stimme.

»He, ihr beiden!« ertönte es da hinter ihnen.

Es war Ranis Stimme. Aber der muskulöse Inder war weit und breit nicht zu sehen.

Nicht weit von ihnen entfernt stand ein blühender Hibiskusstrauch.

In einer der großen Blüten bewegte sich ein kleiner dunkler Schatten. Blobb-Blobb…

Er winkte den beiden zu. »Man sucht euch«, maulte er, ohne seine Tätigkeit aufzugeben, die darin bestand, an dem dicken Blütenstengel zu lutschen. Wie auch Whiss, der ihn ausgebrütet hatte, liebte er Nektar und Blütenstaub. Von weitem leuchteten seine kleine Nase und sein Mund quittengelb, als wäre er in einen Farbtopf gefallen. »Aufregung im Camp…«, fuhr er mit der kräftigen Stimme des Inders fort. »Ihr als Hauptpersonen werdet vermißt. Es ist nicht die feine englische Art, die Gäste sich selbst zu überlassen… Wenn wenigstens einer von euch drüben noch dabei wäre.«

Hellmark ging zwei Schritte zurück und nahm den Blütenkelch vorsichtig in die Hand, in dem Blobb-Blobb mit Blütenstaub verschmiert hockte und ihn mit treuem Blick musterte.

»Recht hast du«, nickte der Herr von Marlos. »Wenigstens einer sollte drüben sein.«

Als er das sagte, zwinkerte er Carminia zu.

Im nächsten Moment ließ er seinen Doppelkörper entstehen.

Macabros…

Hellmark verfügte über die Fähigkeit, sich zu verdoppeln.

Durch einen Priester der Weißen Kaste, die auf Xantilon entscheidend gegen den Untergang und die Vernichtung der Kultur und des Lebens kämpfte, war er in den Genuß dieser Fähigkeit gelangt.

Al Nafuur, so hieß der Priester, hatte ihn darauf aufmerksam gemacht und war zu seinem geheimnisvollen Geistführer aus dem Zwischenreich geworden.

Schon lange jedoch hatte es zwischen ihm und Al Nafuur keinen telepathischen Kontakt mehr gegeben.

Macabros glich dem Körper Hellmarks wie ein Ei dem anderen. Eine Steinwurfweite von ihm entfernt schien sein Zwillingsbruder zu laufen.

Statt Björn Hellmark näherte sich dessen Doppelkörper der fröhlichen Gesellschaft, die Tische und Stühle auf dem Platz vor den Blockhütten zusammengestellt hatte.

Pepe und Jim, der Guuf, saßen sogar ungeniert im Gras, das jenseits des weißen Sandstrandes üppig gedieh.

Macabros wurde mit lautem Hallo empfangen.

»Carminia läßt sich entschuldigen«, sagte er fröhlich. »Sie muß sich um Blobb-Blobb kümmern… der kleine Kerl hat sich bitter darüber beklagt, daß sich keiner von euch so richtig seiner annimmt.«

»Er hat einige Male an meinen selbstgebrauten Kokosmuß-Wein genascht«, warf Rani ein. »Als er anfing, die Gläser unserer Gäste schwerelos durch die Luft schweben zu lassen, hielt ich es für angebracht, ihn in eine Blüte zu schicken, damit er seinen Rausch ausschläft… Das Bürschchen wird genau so frech wie sein Erzeuger.«

Whiss, dessen Schicksal nach wie vor ungeklärt und der in der Vergangenheit Xantilons zurückgeblieben war, fehlte.

So hatte die Stimmung ihren Wermutstropfen, und es blieb nicht aus, daß man anfing, Pläne zu schmieden und Gedanken zu erörtern, wie man am besten vorging, um Whiss' Verschwinden aufzuklären.

Viele interessante Überlegungen wurden geäußert.

Dies alles beschäftigte sie so sehr, daß keiner von ihnen auf die Idee kam, Macabros' Erklärung nachzuprüfen.

Zur gleichen Zeit verschwanden Björn Hellmark und Carminia Brado in dem kleinen Palmenhain, in dem wie ein silbern schimmernder, runder Teich der ›Geistspiegel des Hestus‹ lag, jenes rätselhafte Gebilde, das Björn nach seinem Sieg über Sequus, den Ursen-König Stück für Stück hierher gebracht und mit Hilfe seiner Freunde zusammengebaut hatte.

Während alle sich täuschen ließen, daß Björn unter ihnen weilte und Verständnis dafür hatte, daß sich Carminia um den beschwipsten Blobb-Blobb kümmerte, tauchten die beiden Liebenden, die sich so lange nicht mehr gesehen hatten, in dem schattigen Palmenhain unter…

*

Sie merkte nichts von dem grotesken, unheimlichen Schatten, der durch das weitgeöffnete Fenster drang.

Nicole Sengor schlief immer bei geöffnetem Fenster. Hier im fünften Stockwerk, direkt unter dem Dach, brauchte sie wohl keine Angst vor Einbrechern zu haben.

Nicole lag in tiefem Schlaf.

Sie hatte vorschriftsmäßig zwei Beruhigungs- und Schlaftabletten genommen.

Der Unheimliche mit der Monster-Fratze bewegte sich lautlos durch die dunkle Wohnung und näherte sich dem Bett der Schlafenden.

In den großen, dunklen Augen glitzerte ein kaltes, gefährliches Licht.

Der Mann, der mal Monsieur Philip Marais gewesen war, hob die Krallenhände und führte sie in beschwörender Geste über den Kopf der ahnungslos Schlafenden.

Dann kamen fremdartig und schaurig klingende Laute über seine Lippen.

Es waren keine menschlichen Worte.

Sie stammten – aus dem ›Buch der Totenpriester ‹! Das war jenes verfluchte Buch, das von Rha-Ta-N'my diktiert und beeinflußt worden war. Es sollte nur ein einziges Original-Exemplar auf der ganzen Welt geben. Aber viele Abschriften davon existierten. Fraglich war, ob es überhaupt jemand gab, der den gesamten Text besaß.

Nur eines stand fest: wer mal in seinem Leben – und sei es auch nur aus Jux gewesen – die furchtbar klingenden Worte gelesen hatte, kam nicht mehr von ihnen los.

Philip Marais war ein solches Opfer!

An jenem Abend im Büro war etwas aufgebrochen in ihm, das fast zwei Jahrzehnte verborgen war.

Vor mehr als zwanzig Jahren, in den fieberheißen Dschungeln des Kongo, hatte etwas seinen Anfang genommen, das nun zum Ausbruch kam.

Unheimliche Magie hatte er aus den Zeilen eines Medizinmannes empfangen, und diese unheilvolle Kraft gab er nun weiter…

Nicole Sengor wurde unruhig und warf den Kopf hin und her. Instinktiv spürte sie, daß etwas mit ihr geschah, aber sie war zu abwesend und hielt die Bilder und Geräusche für einen Traum.

In ihm sah sie sich durch einen wildwuchernden Dschungel fliehen.

In der Dunkelheit ringsum wirkte alles besonders geisterhaft, und die Geräusche in der Nacht hörten sich an wie Kichern und Lachen tausend kleiner Teufel und Plagegeister, die sich im wirren Unterholz verborgen hielten.

Zweige und Äste streiften ihr Gesicht und ihren Körper.

Die Zweige und Lianen wurden zu Tentakeln und glitschigen Armen und Händen, die gierig nach Nicole griffen.

Sie schlug verzweifelt um sich und schrie lautlos, dann schlangen sich die schmierigen Lianen um ihre Arme und Beine und hielten sie fest.

Sie kam keinen Schritt mehr voran!

Das Gackern und Kichern klang mit einem Mal triumphierend.

Die Bäume hatten grausame Gesichter und rückten in der Finsternis auf sie zu. Die Geisterarme wickelten sich um ihren Körper, bis sie sich keinen Millimeter mehr bewegen konnte.

Da war sie reglos und hilflos, und sie wußte, daß sie dem Tod nicht mehr entkam.

»… akua mromm ayee…«, wisperte es teuflisch aus dem Mund der Bestie, die sich in ihrem Schlafzimmer aufhielt. »Du wirst sterben, damit wir leben können…aber nicht hier, denn es ist nicht der richtige Ort! Dort, wo Rha-Ta-N'my erscheinen wird, wirst du gebraucht… du wirst kommen, akua mromm ayee… kalakkk… du hast, wenn du erwachst, nur einen Wunsch: Urlaub machen… Urlaub machen in der Bretagne… und du wirst uns finden, denn wir werden schon vor dir da sein…«

Die Hände lagen so dicht über Nicoles Gesicht, daß der heiße Atem, der stoßweiße aus Mund und Nase der Beschworenen strömte, die dunklen Handinnenflächen streifte, die über ihrem Gesicht schwebten.

Der Dämonenfratzige richtete sich auf.

Nicole Sengors Lippen begannen zu zittern, im Schlaf murmelte sie Worte, erst leise, dann ganz deutlich.

»… akua mromm ayee, kalakk… Rha-Ta-N'my!«

Laute aus dem verfluchten ›Buch der Totenpriester‹, die der nächtliche Eindringling mehrere Male gesprochen hatte.

Die dämonische Beschwörung hatte ihren Zweck erfüllt, und der Verursacher des Grauens, das sich schon jetzt schemenhaft ankündigte, verstärkte ein letztes Mal das Ritual, um den Eindruck unauslöschlich zu hinterlassen.

Der Mann, der keine Ähnlichkeit mehr mit dem Anwalt Philip Marais hatte, aber dessen Kleidung trug, hockte wie ein böser Nachtmahr, wie ein zum Leben erwachter Alptraum auf Nicole Sengors Brust.

Die attackierte Sekretärin begann schneller und flacher zu atmen. Kalter Schweiß brach ihr aus, und sie hatte das Gefühl, als läge ein Mühlstein auf ihrer Brust.

Die junge Frau begann zu stöhnen, zu krächzen und wollte ihre Augen öffnen, aber sie schaffte es noch nicht.

Das Nachtwesen stieg von ihr herunter, zog sich vom Bett zurück und grinste teuflisch.

Es glitt wie schwerelos zum Fenster, sprang leichtfüßig darauf und stieg dann aufs Dach.

Ohne noch einen Blick zurückzuwerfen, spreizte der Unheimliche seine gerippten, lederartigen Flügel und erhob sich in die Luft. Er tauchte in der Dunkelheit des nächtlichen Himmels, während Nicole Sengor schweißgebadet und am ganzen Körper zitternd erwachte…

*

Sie richtete sich auf.

Ihr Herz pochte, ihr Körper dampfte, und sie fühlte noch immer einen entsetzlichen Druck auf der Brust.

Die Sekretärin tastete benommen zum Lichtschalter.

Ein Uhr nachts…

Die Französin schloß die Augen.

Nahm diese schreckliche Nacht denn überhaupt kein Ende?

Auf dem Nachttisch stand ein Glas Wasser, das Tablettenröhrchen lag daneben.

Nicole Sengor war munter, hatte stechende Schmerzen in der Brust, und ihr ganzer Körper fühlte sich glühend heiß an, als ob sie Fieber hätte.

Ihre Nerven waren aufgeputscht, sie fand keine Ruhe mehr.

Sie lief in der Wohnung auf und gab, zog das Telefon zu sich heran und wählte die Nummer ihres Freundes.

Nach fünfmaligem Klingeln meldete sich eine verschlafene Stimme.

»Hallo?«

»André! Ich bin’s, Nicole…«

»Nicole?« Der Sprecher am anderen Ende der Strippe schnappte nach Luft. »Du rufst mitten in der Nacht an?« Da klang seine Stimme schon hellwach.

André Murois wußte, was am Abend in der Kanzlei passiert war, Nicole hatte ihn telefonisch verständigt, nachdem sie zu Hause war. »Ist etwas nicht in Ordnung, cherie?«

»Ich fühle mich nicht gut, kann schlecht schlafen, trotz der Tabletten… Wenn ich liege, habe ich das Gefühl, als hocke mir etwas auf der Brust… wie ein Nachtmahr…«

»Cherie! Es gibt keine Nachtmahre. Die kommen nur in Geister- und Kamingeschichten vor. Ich habe fast den Eindruck, es wäre nach dem Schrecken, den du heute abend durchgemacht hast, doch besser gewesen, dich nicht allein zu lassen… Aber du wolltest partout niemand sehen.«

»Ich mußte allein sein heute nacht…, um Abstand von den

Ereignissen zu gewinnen. Aber jetzt bereue ich es.«

»Soll das ein Wink mit dem Zaunpfahl sein?«

»Sieh's, wie du's willst. Vielleicht spielen auch andere Gedanken, die mir ständig im Kopf herumgehen, eine Rolle dabei. Unsere Fahrt…«

»Aber das wollten wir doch spontan entscheiden, cherie! Wir fahren einfach los, lassen Paris hinter uns… Es gibt vier Himmelsrichtungen.«

»Ich habe mich für eine entschieden. Wir fahren nach Westen. In die Bretagne.«

»Und wann hast du die Entscheidung getroffen?«

»Vor wenigen Minuten, als ich wach im Bett lag. Wir fahren am frühen Morgen in die Bretagne.«

»Hast du dir auch schon einen bestimmten Ort ausgesucht?«

»Noch nicht. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, dort genau zu finden, was ich suche. Ich muß weg von hier, weit weg, um zu vergessen, was geschehen ist…«

*

Das Mädchen schlug die Augen auf und war ohne ersichtlichen Grund plötzlich hellwach.

Das Gefühl, daß sich jemand in unmittelbarer Nähe des Zeltes aufhielt, wurde plötzlich so stark, daß sie auffuhr und in die Nacht lauschte.

Doch sie vernahm nur die ruhigen, tiefen Atemzüge ihrer Freundin, die mit ihr im Zelt lag.

Einen Moment spielte Francoise, die zwanzigjährige Archäologie-Studentin, mit dem Gedanken, ihre schlafende Begleiterin zu wecken. Doch dann unterließ sie es.

Vielleicht hatte sie nur geträumt, und wegen eines einfältigen Traumes wollte sie Marie nicht stören.

Sie warf einen Blick auf die Leuchtziffern ihrer Uhr.

Vier Uhr früh. In zwei Stunden wurde es hell.

Da war es wieder!

In der Einsamkeit und Stille der Landschaft, in der sie sich zu zelten entschlossen hatten, fiel das geringste Geräusch auf.

Im Umkreis von vielen Kilometern gab es keine Ortschaft, Silfiac lag rund fünfzehn Kilometer entfernt, gab es dorthin keine Straße.

Um hierher zu kommen, mußte man schon zu Fuß unwegsames Gelände durchwandern, ehe man zu dem dünn bewaldeten Hügel gelangte, in dessen Nähe ein alter, zerfallener Sarazenenturm stand, eine Ruine, von der nur noch kärgliche Reste übrig waren.

Francoise Dillon war sonst nicht furchtsam und hatte schon mehr

als einmal Reisen und Exkursionen auf diese Weise unternommen. Sie war robust, widerstandsfähig und verstand es auch, sich ihrer Haut zu wehren, wenn es darauf ankam.

Sie war lange Zeit in einem Judo-Club aktiv gewesen und traute sich aufgrund ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten in diesem Kampfsport zu, einen an Körperkraft auch überlegenen Gegner zu Fall zu bringen, wenn es sein mußte.

Das, was sie während ihrer Reise durch die Bretagne vorhatten, war nicht ganz ungefährlich. Zwei alleinreisende junge Mädchen waren leichter gefährdet als zwei junge Männer. Aber die burschikose Francoise mit dem kurzen Haarschnitt und die femininer wirkende Marie sahen das alles nicht von der furchtsamen Seite. Es war ohnehin nicht ihre erste Reise, die sie auf diese Weise durchführten.

Vor drei Jahren hatte sie damit begonnen, per Anhalter weiterzukommen, immer eine Zeltausrüstung im Gepäck, um es jederzeit irgendwo aufzuschlagen, weil ihnen das Geld fehlte, in Hotels und Gaststätten zu übernachten.

Eingerichtete und bewachte Zeltplätze, die sie anfangs auch benutzten, gab es überall im ganzen Land.

Aber dann entdeckten sie auf ihren Reisen gerade die abgeschiedenen Ecken, wo es keine offiziellen Zeltplätze mehr gab.

So kampierten sie auf Wiesen und an Waldrändern, obwohl dies verboten war. Sie waren überzeugt davon, daß ihnen weit abseits weniger passierte als mitten in der Großstadt.

Dennoch hielten sie sich an gewisse Vorsichtsmaßnahmen. So hatte jede von ihnen stets unter dem Kopfende des Schlafsackes eine Dose mit Tränengas-Spray, um eventuelle Angreifer auf Distanz zu halten.

Bis heute hatten sie es noch nicht gebraucht.

Es war zum erstenmal in drei Jahren, das Francoise Dillon nach der Spraydose griff.

Das Geräusch, das die Studentin vernahm, ließ sich schlecht deuten.

Sie schlüpfte aus dem Schlafsack, trug auf der Haut einen Frottee-Pyjama, um nachts im Zelt nicht zu frieren, verbreiterte lautlos den Zelteinfang und spähte nach draußen.

Dunst und Nebel wogten über den Boden. Die schemenhaften Umrisse einiger knorriger Bäume zeigten sich in der Düsternis. Der holprige Boden vor ihr führte geringfügig bergab und stieg dahinter wieder an.

Francoise Dillen wandte den Kopf nach rechts und schob sich vollends aus dem Zelt.

Etwa zwanzig Schritte vom Zeltplatz entfernt standen die Mauerreste des eckigen Turmes, der aussah wie ein überdimensionaler, abgebrochener Zahn.

In der Dunkelheit war er mehr zu ahnen, als zu sehen.

Das Geräusch – kam von dort.

Die dunklen Augen der Studentin wurden schmal.

Wurden die Laute durch ein Tier verursacht?

Sie hörten sich an, als würde jemand an dem baufälligen, verwitterten Gemäuer herumkratzen. Deutlich war in der dunstigen Nacht das Rieseln von feinkörnigem Sand zu hören.

Im Turm mußte etwas nicht stimmen…

Francoise richtete sich auf, hielt die Dose mit dem Tränengas-Spray abwehrbereit und löste sich vom Zelt.

Sie hatte nackte Füße, merkte aber vor lauter Aufregung die Kälte und Feuchtigkeit nicht.

Die Neugier trieb sie in Richtung Turm. Die Studentin war plötzlich sicher, daß dieses Geräusch sie geweckt hatte.

Noch drei Schritte, dann war sie drüben…

In zweieinhalb Metern Höhe gähnte ein rechteckiges Mauerloch, ein ehemaliges Fenster oder eine Schießscharte.

Auf der anderen Seite lag der Eingang, eine niedrige, rechteckige Öffnung, im Lauf der Jahrhunderte halb von einem Sandhügel zugewachsen.

Dorthin begab sich Francoise Dillon. In Nebel und Dunkelheit glaubte sie eine schattenhafte Gestalt wahrzunehmen, die sich in dem engen, verwinkelten Turm zu schaffen machte.

Francoise hielt den Atem an.

Wer suchte zu dieser ungewöhnlichen Zeit hier etwas?

Das Verhalten der dunklen Gestalt ließ den Schluß zu, daß offenbar Verborgenes reizte. Derjenige, der sich dafür interessierte, hatte noch nicht bemerkt, daß oben auf dem menschenleeren Hügel das Zelt der beiden Mädchen stand, sonst hätte er seinen ungewöhnlichen nächtlichen Besuch sicher verschoben…

Welches Geheimnis barg der Turm?

Unwillkürlich stellte Francoise Dillon sich im stillen diese Frage.

Sie fühlte sich nicht wohl in ihrer Haut und sah davon ab, selbst in den Turm einzudringen. Sie wollte nicht durch eine unachtsame Bewegung Geräusche verursachen und den Unbekannten auf sich aufmerksam machen, von dem man nicht wußte, was er im Schild führte. Aber es würde gut sein, Marie zu wecken, um sie auf eine eventuelle Gefahr aufmerksam zu machen. Zu zweit konnten sie sich, sollte etwas vorkommen, besser schützen.

Ihre Gedankengänge waren völlig richtig.

Doch sie konnte ihr Vorhaben nicht mehr in die Tat umsetzen.

Eine grobschlächtige Hand zuckte vor, als Francoise sich umdrehen wollte.

Die Studentin kam nicht mehr zum Schreien. Eine Hand preßte

sich auf ihren Mund, verschloß die Lippen und die Nase und erstickte den Schrei, der sich in ihrer Kehle noch formen wollte…

Die überraschte Studentin riß die Hände hoch, ließ die Spraydose fallen und versuchte instinktiv, die Arme ihres Angreifers zu fassen, um ihn mit schnellem, gekonntem Hebelwurf über sich hinwegzuziehen.

Doch Francoise griff ins Leere…

Da waren keine Arme – da war nur diese riesige, starke Hand, die wie ein furchtbares, eigenständiges Tier aus dem Nebel ragte und sie dann langsam in die Höhe zog, so daß sie den Boden unter den Füßen verlor, höher und höher in der nebligen Nacht verschwand…

*

Alles in ihr sträubte sich gegen das, was sie erlebte, und einen Moment war sie überzeugt davon, daß sie nur träumte.

Das Geschehen war zu unwahrscheinlich, zu unwirklich, als daß man es für real halten konnte.

Aber ihre Angst wuchs, und sie wachte nicht auf.

Die Luft ringsum war ein düsteres, undurchdringliches Grau, in dem sie seltsamerweise jedoch ein klobiges Gemäuer zu erkennen glaubte.

Gerade so, als befände sie sich im Innern eines Turmes, der aus groben Quadersteinen errichtet war.

Aber das war eine Halluzination!

Der Sarazenenturm war ein Relikt, ein Rest aus einer vergangenen Zeit.

Der Turm, in dem sie sich befand, war mindestens zwei- oder dreimal so hoch, und sie konnte sich überhaupt nicht daran erinnern, wie sie hineingekommen war.

Es gab keinen faßbaren Übergang.

Die rauhe Wand entstand einfach um sie herum, umschloß sie… als würde sie lautlos und gespenstisch wachsen.

Die furchtbare Hand hielt sie noch immer umschlungen. Francoise Dillon wehrte sich mit allen Sinnen gegen das Unglaubliche, das sie erlebte.

Dann wurde sie losgelassen.

Sie fiel…

Instinktiv streckte sie die Hände nach vorn, um den vermeintlichen Sturz in die Tiefe aufzufangen.

Doch so tief ging es gar nicht nach unten.

Der Widerstand erfolgte plötzlich.

Francoise Dillon kam mit Händen und Füßen auf und spürte einen leichten, ziehenden Schmerz in der linken Hüfte, der sie jedoch nicht

stärker beschäftigte.

Mehr interessierte es sie, wie sie hierher kam, welche Bedeutung diese unheimliche Hand hatte, und vor allem, was sie tun konnte, um sich von diesem verfluchten Ort wieder zu lösen.

Marie!

Francoise Dillon rief den Namen der Freundin mehrere Male laut und deutlich.

Der Ruf hallte durch den gemauerten Turm und hörte sich fern und hohl an, als würde er in einem endlosen Loch verebben.

Francoise kam auf die Beine und blickte sich irritiert um. Der kahle Turmraum schien ihr seltsam groß und perspektivisch verzerrt.

Die Studentin nahm ihren eigenen Schatten wahr, der seltsam dünn und durchsichtig war.

»Marie!« wieder rief sie, und der Ruf verlor sich scheinbar in der Unendlichkeit.

Die Archäologie-Studentin taumelte durch den Nebel und sah, daß die Wand, auf die sie zusteuerte, feucht schimmerte. Wie Wasser oder – eine Spiegelfläche!

Francoise sah ihr Spiegelbild…

Ihr stockte der Atem, und einen Moment weigerte sie sich zu glauben, daß sie das war, die sie sah.

Aber an einem erkannte sie die Gültigkeit des Bildes.

Die Gestalt, die wie scheinbar auf sie zukam, trug den Pyjama, hatte ihre Frisur und vollführte die gleichen Bewegungen wie sie.

Und doch – war etwas an ihr fremd…

Es war die grauenvolle Schwache, die ihr bewußt wurde – und ihr Aussehen.

Die Frau, die ihr in dem matten Spiegel gegenüberstand, war dürr und ausgemergelt, eine uralte Person, in deren Augen jeglicher Glanz erloschen schien.

Die furchtbare Gewißheit durchtoste sie wie ein Orkan.

Das im Spiegel – war sie! Aber seitdem sie das Zelt verlassen hatte, um die Ursache der Ruinen-Geräusche zu ergründen, schienen hundert Jahre vergangen zu sein!

*

Sie wollte schreien, aber nur ein dumpfes, schwächliches Stöhnen kam über ihre trockenen, welken Lippen.

Francoise Dillon hob die Hände, und das Spiegelbild der Alten tat das gleiche.

Sie fuhr sich über die papierdünne Haut und hörte das Rascheln, das sie selbst verursachte.

Grauen, Wissen und Begierde bildeten ein seltsames,

unbegreifliches Gemisch in ihrer Psyche.

Sie wußte, wie sie sich helfen konnte.

Sie brauchte nur zurückzugehen und sich keine Sekunde länger als nötig in diesem magischen Turm aufzuhalten, der ihr die Lebensenergie ausgesaugt hatte.

Sie stöhnte, als sie sich schleppenden Schrittes von dem Spiegelbild losriß und an der Wand entlangging.

Im Nebel stieß sie auf eine Treppe, die steil und gewunden nach unten führte.

Jeder Schritt auf ihr ließ sie die Schwäche bewußt werden, unter der sie litt.

Francoise konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, ging gebückt und ließ die welke, zitternde Hand an der rohen Hand entlangstreifen, um auf der steilen Treppe nicht den Halt zu verlieren. Ein Geländer gab es nicht.

Die Studentin wankte wie eine Betrunkene nach unten und mußte zwischendurch stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

Dann war die Treppe endlich zu Ende.

Die neugierige Frau durchquerte die kleine Kammer und sah vor sich den niedrigen, rechteckigen Eingang, vor dem es keine Tür gab, in halber Höhe davor den Erdhügel und die wogenden Nebelschwaden.

Dahinter folgten die Umrisse der knorrigen schwarzen Stämme.

Das Zelt war nahe. Und damit – Marie, die Freundin…

Francoise Dillon verzog die faltigen, tief eingekerbten Lippen zu bösartigem Grinsen.

Da drüben war das, was sie brauchte. Danach würde sie sich wieder besser fühlen.

Mit ihren nackten Füßen lief sie den Weg zurück, den sie gekommen war. Dann stand sie vor dem Zelteingang und schlug ihn zurück.

Das Geräusch, als sie die Plane seitlich weglegte, war so laut, daß die einsame Schläferin im Schlafsack zusammenfuhr und sofort erwachte.

Sie sah – im ersten Moment noch mit verschleiertem Blick – die schattenhafte Gestalt am Eingang, erschrak und wollte schreien, als sie bemerkte, daß der Platz neben ihr leer war.

»Francoise!« entfuhr es der dunkelblonden, sommersprossigen Marie Amber, und der Schreckensausdruck wich von ihrem Gesicht. »Jetzt hast du mich aber genervt… Ich denke, da kriecht jemand ins Zelt und…«

Sie knipste die Taschenlampe an, die in Reichweite neben ihr lag und richtete den Strahl seitlich neben die Herankommende. Im Lichtfeld sah sie die uralte, vertrocknete Frau, die sich mit letzter

Kraft an der Mittelstange des Zeltes festhielt.

Marie Amber schrie gellend auf und wollte sich blitzschnell auf dem Schlafsack drehen, als sie instinktiv im Blick der ›Freundin‹ die tödliche Gefahr las, die ihr drohte.

Da ließ sich Francoise Dillon mit schrillem Lachen nach vorn fallen, direkt auf Maria Amber.

In dem kleinen Zelt spielte sich nur ein kurzer, aber erbitterter Kampf ab. Es brach unter den beiden Frauen zusammen.

Einen Moment noch sah man heftige Bewegungen unter der braunen Plane, dann wurden sie ruhiger.

Fünf Minuten später erhob sich eine Gestalt und kroch unter dem Zelt hervor.

Eine glatte, jugendliche Hand schob sich unter der Plane nach vorn, hob sie und warf sie kraftvoll zurück.

Die Frau, die aufstand, war jung, während die alte wimmernd und stöhnend liegen blieb, offenbar weil ihr die Kraft fehlte, sich zu erheben.

Die junge Frau lachte, und in ihren Augen glitzerte die Lebensfreude.

Sie betrachtete ihre glatten Hände, fuhr mit ihnen über ihren geschmeidigen Körper, richtete sich auf und reckte und streckte sich voller Kraft und Lebensfreude.

Es war – Francoise Dillon, die die neugewonnene Lebensenergie genoß wie einen Jungbrunnen…

*

Aber der Zustand währte nicht lange.

Die Kraft, die sie durch die Berührung aus dem Körper ihrer Freundin herausgesogen hatte wie ein Vampir das Blut aus der Ader seines Opfers, wich dahin.

Die Haut verlor ihr glattes Aussehen in wenigen Sekunden. Die Lebensenergie schwand. Aber sie verpuffte nicht einfach. Die unsichtbare Kraft lag wie ein elektrisches Feld in der Luft und wurde aufgenommen von dem geheimnisvollen alten Turm. Irgend etwas, irgend jemand… war dort, der diese Kraft brauchte.

Francoise Dillon war in der nächsten Minute wieder von der gleichen Gier nach Kraft und Energie erfüllt wie vorhin, als sie zum Zelt zurückwankte.

Unter der Plane kroch die zweite Alte hervor.

Verhärmt, verwelkt und uralt, Marie Amber…

Sie lebten beide mit einem Rest Energie, der gerade ausreichte, um sie nicht zusammenbrechen zu lassen.

Aber durch das rätselhafte nächtliche Erlebnis in dem mysteriösen

Turm war für Francois Dillon und Marie Amber ein neues Dasein angebrochen.

Sie waren wie Untote, Zombies, die sich angezogen fühlten von anderem Leben, nur, um es zu vernichten…

Der Drang in ihnen war so stark, daß sie alles daransetzten, um sich zu holen, was ihnen fehlte. Obwohl sie selbst damit nichts mehr anfangen konnten.

Der Keim des Bösen, mit dem die junge Archäologie-Studentin in Berührung kam, war auch auf Marie übergegangen. Sie waren nur noch Marionetten, Hilfskräfte einer Macht, die im Turm lauerte und etwas Furchtbares im Sinn hatte…

Von diesen Plänen und Absichten wußten und ahnten sie nicht mal etwas.

Sie wußten nur eines: sie mußten ihre Sehnsucht nach Leben stillen… Und sie mußten es so geschickt anfangen, daß niemand etwas merkte.

Sie legten ihre Pyjamas ab und zogen ihre Kleider an. Wortlos richteten sie das Zelt wieder her und verstauten ihre Sachen darin.

Eine grauenhafte Schwäche erfüllte sie, die sie los sein wollten.

Sie wußten, wo es möglich war…

Mit jedem Menschen, der ihnen begegnete, im nächsten Dorf, in der nächsten Stadt…

Und so machten sie sich auf den Weg, verließen bei Nacht und Nebel den einsamen, bewaldeten Hügel und liefen auf dem holprigen Pfad nach unten.

Zwei uralte, bedauernswerte Frauen.

Sie waren Teil eines Plans, der in der Hölle selbst geschmiedet worden war.

Wer immer diesen beiden Alten begegnete, würde sie nicht fürchten.

Wer hatte schon Angst vor zwei alten Frauen, die sich vor Schwäche kaum noch auf den Beinen halten konnten?

Niemand…

*

Die schönen Stunden gingen stets am schnellsten zu Ende.

So empfanden es auch Björn Hellmark und seine Freunde, als es wieder Abschied nehmen hieß von Marlos, der Insel, die zum Bollwerk gegen Dämonen und böse Geister geworden war.

Doch in den wenigen Stunden, die sie dort verbracht hatten, konnten sie Kraft schöpfen für die neuen Unternehmungen, die vor ihnen lagen.

In der Vergangenheit warteten einige ungelöste Rätsel auf sie.

Harry Carson und Whiss waren verschollen. Es galt, ihr Schicksal aufzuklären. Und noch immer hielt Molochos sich in der Vergangenheit auf. Mit Gigantopolis, der Fliegenden Stadt, war er in die Zeit gereist. Ein anderer Weg zur Rückkehr von dort war Hellmark nicht bekannt.

Aber das brauchte nicht zu bedeuten, daß Molochos diese Möglichkeit nicht gehabt hätte. Die ranghöchsten Dämonen unter der Schreckensherrschaft Rha-Ta-N'mys verfügten manchmal über Mittel und Wege, die Normalsterblichen nicht zugänglich waren.

Björn mußte deshalb bei seinen Überlegungen auch davon ausgehen, daß der Dämonenfürst inzwischen ebenfalls auf anderem Weg Xantilon verlassen und längst eine neue Schweinerei ausgeheckt hatte, um seinen verhaßten Jäger auszuschalten.

Rha-Ta-N'mys Verbindungen reichten über Zeiten und Räume hinweg, und Hellmark hatte längst begriffen, daß offensichtlich in jeder Zeit und jedem Raum, in dem sie mal ihren Einfluß geltend gemacht hatte, gegenwärtig sein konnte.

Die Dämonengöttin, die noch niemand in ihrer wahren Gestalt erblickt hatte, war eine dämonische Kraft und konnte in unterschiedlichsten Erscheinungsformen auftreten. Ihre Lieblingsgestalt war die großer schwarzer Vögel…

Die Männer und Frauen von Marlos waren bereit, nach dieser kurzen Verschnaufpause den Kampf gegen den Feind aus der Finsternis mit neuem Elan aufzunehmen.

Shaloona, der Herrscher der Fliegenden Stadt und Vunar, die grüne Priesterin, kehrten als erste durch das große Haupttor nach Gigantopolis zurück.

Dann folgten Rani Mahay und Danielle. Den Abschluß bildeten Björn Hellmark und Carminia Brado.

Sie alle waren bewaffnet.

Am Stand zurück blieben Alan Kennan, Pamela Kilian, Marga und Ulrich Koster, das Geschwisterpaar, und Pepe und Jim.

Björn hoffte in Xantilon zu einem schnellen Erfolg zu kommen und umgehend zurückkehren zu können.

Alan hatte ihn über alles unterrichtet, was sich in der Zeit seiner Abwesenheit abgespielt hatte. Fast sah es so aus, als würden die Geister und Dämonen des Schreckensreiches Rha-Ta-N'mys sich an seine Abwesenheit gewöhnen, um hier ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Die Ereignisse um Pamela Kilian und die Begegnung mit dem untoten, aus dem Jenseits zurückgerufenen Billy Sheridan gaben ihm zu denken.

Am liebsten hätte er seinen Doppelkörper Macabros zurückgelassen. Aber das war nicht möglich. Über Zeiten hinweg ließ

sich sein ätherischer Körper nicht aufrecht erhalten. Die räumliche Entfernung dagegen stellte überhaupt kein Problem dar.

Wenn er wollte, dann konnte Macabros auf einem fremden Stern in einer anderen Galaxis agieren, während Hellmarks Originalkörper gleichzeitig auf Marlos weilte oder an sonst einem beliebigen Punkt auf der Erde.

Und es lag Björn am Herzen, mit Macabros wieder viel zu unternehmen, sobald er Gewißheit über Harry Carsons und Whiss' Schicksal hatte.

Pepe und Jim traten aufgeregt von einem Bein auf das andere.

Nach der Besichtigung der großartigen Fliegenden Stadt, durch die zwei Somaans sie geführt hatten, wären sie am liebsten mit auf die Reise gegangen.

»Ihr seid zwei wichtige Stützpunkte auf Marlos!« ließ Björn sie wissen. »Ohne euch würde der Laden auf der Insel gar nicht laufen.«

Pepe winkte ab. »Kennen wir schon! Wir sind zuständig für Ackerbau und Viehzucht, während ihr die großartigen Dinge erledigt.«

»Dann dürft ihr Blobb-Blobb nicht vergessen…«

»Richtig«, entgegnete der Junge. »Unsere Rolle als Babysitter hätte ich fast vergessen und…«

Weiter kam er nicht.

Im Sturzflug jagte etwas Winziges auf ihn herab, streifte seinen Kopf und riß ihm blitzschnell einige Haare aus.

»Aua!« brüllte der Junge aus Yucatáns Urwäldern, wo Björn ihn aus großer Gefahr gerettet und mit auf die unsichtbare Insel genommen hatte.

»Blobb-Blobb! Dieser freche kleine Hund…«

»Hoho!« tönte eine fremde Stimme machtvoll aus sicherer Höhe, wo der kleine Bursche raketengleich emporgesaust war. »Dieser Vergleich hinkt… gebellt habe ich bis heute noch nicht.«

Pepe sprang so hoch er konnte und streckte seine Arme aus, aber Blobb-Blobb blieb unerreichbar für ihn.

»Vielleicht habt ihr mehr Glück beim Versteckspielen«, meinte der Kleine von oben herab. »Versucht's mal damit… Richtung Geisterhöhle oder Palmhain… Irgendwo dort… bis gleich…«

Er hatte es geschafft, das Interesse auf sich zu ziehen.

Pepe und Jim, der Guuf, jagten hinter dem Winzling her, der um einiges schneller war als seine beiden Verfolger.

Blobb-Blobb provozierte seine Gefährten.

In lässiger Haltung lag er auf dem Rücken, hatte die winzigen Arme über der Brust verschränkt und bewegte nur seine bunten, zarten Flügel. Er grinste von einem Ohr zum anderen.

Blobb-Blobb und die beiden Jungen verschwanden hinter Alan. Das Ganze sieht gerade so aus, als wolle Rha-Ta-N'my sich eine neue

Plattform schaffen.

Da Pamela Kilian damit zu tun hatte, die ihren Freund und Geschäftspartner Billy durch unheimliche Dämonenaktivität verlor, konnte dies wiederum auch direkt auf Molochos hinweisen. Als Pamela ins Spiel kam, holte der Dämonenfürst sein Totenheer aus der Gegenwart, um es in der Vergangenheit einzusetzen.

Björn und Carminia verschwanden hinter dem Tor. Drei Minuten lag noch die riesige Stadt vor ihnen.

Dann erschien der Feuerschein unter der Plattform und hob den Koloß scheinbar mühelos in die Höhe.

Gigantopolis entschwebte in das Blau des Himmels. Die Türme wurden zu dunklen, schmalen Silhouetten.

Ein gewaltiger, majestätischer Anblick, den keiner, der ihn jemals hatte, so schnell wieder vergaß.

Die riesige Stadt der tausend Türme lag auf einer feuerumschwirrten Plattform über ihnen, veränderte Sekundenlang ihren Abstand nicht und verschwand dann, als hätte es sie nie gegeben. Ringsum war das Blau des wolkenlosen Himmels, keine Spur mehr von Gigantopolis.

Die Fliegende Stadt war in die Vergangenheit eingetaucht…

*

… und materialisierte im nächsten Augenblick dort, genau in jener Zeit, die chronologisch nach ihrer Abwesenheit existierte.

Der Übergang war jedesmal mit unbeschreiblichem Farbenspiel verbunden. Die Stadt schien aus einem farbenprächtigen Nebelland aufzutauchen, Strukturen und Formen, wie sie nur entstanden, wenn verschiedene Zeiten und Räume sich für Sekundenbruchteile mischten, einander berührten…

Hellmark und seine Freunde standen an einem der großen Fenster des Palastes, von dem aus die Fliegende Stadt durch reine Willenskraft Shaloonas gelenkt wurde. Gigantopolis war ein kosmisches und wahrscheinlich auch magisches Wunder.

Die Stadt, die durch einen mysteriösen Sternenkristall gegründet worden war, hatte so etwas wie eine Psyche. Jeder, der die Stadt in Besitz nehmen wollte, mußte zuerst den Kontakt zu dieser Psyche finden – und dann wurde sie ein Teil von ihm. Jener geheimnisvolle Geist war wertneutral, das bedeutete, daß er sowohl mit positiven wie mit negativem Gedankengut ausgestattet werden konnte.

Apokalypta, eine kriegerische Dämonin war einst der erste Handstreich gegen die Somaans, die Gründer und wahren Herrscher der Stadt, geglückt. Gigantopolis wurde im Sinn der Dämonin die berüchtigte Alptraumstadt, die wie ein Ungeheuer Menschen fraß und

in der die sieben Schwarzen Reiter grauenvolle Bedeutung gewannen.

Nach Apokalyptas Tod wurde Molochos, der Dämonenfürst zum Herrn der Alptraumstadt. Auch er war erfüllt von negativem Gedankengut, brachte mit der nur Tod, Angst und Verderben und schuf schreckliche Gefängnisse, in denen Menschen, die bei ihm in Ungnade gefallen waren, auf grauenvolle Weise gequält wurden, um schließlich den Tod zu finden.

Björn Hellmark konnte dem Dämonenfürst die Stadt entreißen, ihn in die Flucht schlagen und die Psyche Gigantopolis' für sich gewinnen. Von dieser Stunde an gehorchte Gigantopolis seinen Gedanken, Wünschen und Vorstellungen. Nach der Wiederbelebung der wahren Herren – Shaloonas und seines Volkes – hatte dieser wieder seine Stadt aus den Händen Hellmarks entgegengenommen. Gigantopolis war seither von zwei Persönlichkeiten einsetzbar und leitbar.

Björn ahnte, daß dies seine letzte Reise mit der Fliegenden Stadt sein würde.

Er konnte von Shaloona und seinem Volk nicht verlangen, daß sie ständig mit ihm durch die Vergangenheit des Urkontinents reisten, um die Geheimnisse des Dämonismus aufzuspüren. Die Soomans waren ein freies Volk, führten ein eigenes Leben und nach ihrer ›Wiedergeburt‹ quasi, die durch das Auftauchen Hellmarks in der ehemaligen ›Alptraumstadt‹ in Gang gekommen war, hatten sie ein Recht darauf, sich mit ihrer Stadt dorthin zu begeben, wo immer sie wollten…

Die riesige Plattform setzte auf einem Plateau auf. Es war die gleiche Stelle, an der Björn und seine Freunde damals gelandet waren, um den Eingang in das Totenland zu suchen.

Alle von Marlos wollten die grüne Priesterin in ihr Reich zurückgeleiten. Shaloona und sein Volk blieben in Gigantopolis.

So machten Björn Hellmark, Carminia Brado, Rani Mahay, Danielle de Barteaulieé, Arson, Vunar und die grüne Priesterin sich auf den Weg durch den Wasserfall.

Vunar ging mit Björn und Carminia an der Spitze, als sie den Wasservorhang durchschritten. Vor dem großen, weit offenen Haupttor der Stadt standen Shaloona und einige seiner Berater und Weisen, die den Davongehenden nachblickten.

Als der letzte der Männer und Frauen aus Marlos hinter dem Wasserfall verschwunden war, nickte Shaloona, der Herrscher von Gigantopolis, kaum merklich.

Die weisen Berater, insgesamt drei Frauen und Männer seines Volkes, blickten ihn an.

»Die Stunde ist gekommen«, sagte der Herrscher in dem kostbaren, farbenprächtigen Gewand in Gedanken zu seinen Begleitern. »Nutzen wir sie…«

Es bedurfte keiner weiteren Gedankenäußerung.

Jeder von ihnen wußte, was nun kam.

Alle in der Stadt wußten es, und sie freuten sich darauf.

Das Tor schloß sich hinter Shaloona. Zusammen mit den sechs Weisen betrat er den Palast und nahm seinen Platz auf dem goldenen Thron ein.

Shaloona ließ den Blick in die Runde schweifen.

Die Geste erinnerte an Abschiednehmen.

Durch die Türen und Durchlässe kamen hunderte und füllten die weite Palasthalle.

Von außen war der Stadt nicht anzusehen, daß sich etwas Bemerkenswertes oder Außergewöhnliches in ihrem Innern tat.

Gigantopolis lag da wie eine eherne, uneinnehmbare Festung. Ihre Zinnen, Mauern und Türme schimmerten in unwirklichem Licht, das aus dem Innern der Kristallfelsen drang, alles überflutete und zu durchdringen schien.

Eine flimmernde Aura bildete sich über der Stadt.

Dann erlosch Gigantopolis, als wäre sie nie gewesen.

Der Koloß auf der Plattform löste sich auf wie eine Fata Morgana. Die Weite des Plateaus auf den Kristallfelsen lag unberührt in der Landschaft.

Die Stadt, die Hellmark und seine Begleiter in die Vergangenheit eines von magischen und dämonischen Geheimnissen umwitterten Landes abgesetzt hatte, gab es nicht mehr.

Die einzige Brücke, die zur Rückkehr in die Eigenzeit der hier eingeflogenen Menschen bestand, war abgebrochen…

*

»Ihm nach – und auf ihn mit Gebrüll!« rief Pepe und setzte mit weiten Sprüngen hinter dem kleinen Kerl her, der ihnen immer eine Nasenlänge voraus war. »Wenn ich dich zu fassen kriege, Frechdachs, dann buddel ich dich bis du deinen Noppen in Sand…«

Helles lachen klang durch die Luft. »Nimm dir nicht zuviel vor! In diesem Fall muß du damit rechnen, daß dir der Sand um die Ohren fliegt…«

Blobb-Blobb verharrte plötzlich in der Luft und stand einen Moment völlig still mit in die Hüfte gestemmten kleinen Händen.

Pepe warf sich nach vorn und griff nach ihm.

Da ließ sich der kleine Kerl einfach auf die Seite kippen, gab ein Geräusch wie ein abstürzendes Flugzeug von sich, und der dunkelgelockte Junge griff ins Leere.

Pepe hatte sich einen solchen Schwung mitgegeben, daß er den Halt verlor und in den Sand plumpste.

Blobb-Blobb trompetete wie ein Elefant, während Jim dem Freund behilflich war, aus dem Sand hochzukommen.

»Er ist außer Rand und Band«, murmelte der Guuf. Jim war ein Kugelkopf, hatte das Aussehen eines Dämons, aber das Herz eines gütigen, weisen Menschen, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. »Ich möchte nur wissen, was mit ihm los ist?«

Pepe blies die Backen auf, während Blobb-Blobb einen Salto Mortale in der Luft vollführte und dann schnurstracks Richtung Palmhain davonjagte. »Dem Burschen geht's zu gut«, stieß er hervor. »Wenn's einem Esel zu wohl ist, dann geht er aufs Eis tanzen…«

»Das mit dem Esel zahl' ich dir heim!« schallte es laut durch den Palmhain. Obwohl Pepe leise gesprochen hatte, war dem Winzling die Bemerkung nicht entgangen.

»Der Bursche wird mir langsam unheimlich«, knurrte Pepe. »Er hat unwahrscheinlich geschärfte Sinne…«

Pepe und Jim liefen zwischen den dichtstehenden Palmen dahin.

Blobb-Blobb steuerte direkt auf das silbergraue, runde Gebilde zu, das wie ein See mitten im Palmhain lag.

Der ›Geistspiegel des Hestus‹.

Blobb-Blobb schwirrte darauf zu und zog über der silbergrau schimmernden Fläche leise pfeifend seine Kreise.

Der Spiegel war aus Millionen kleiner mondsichelförmiger Segmente zusammengesetzt, die insgesamt eine kreisrunde Fläche bildeten. Selbst die Segmente bestanden aus stecknadelkopfgroßen Punkten, die ein dichtes Netzwerk bildeten.

Dieses Gebilde war ein feingesponnenes Kunstwerk, wie es kein Zweites unter der Sonne gab.

Der ›Geistspiegel des Hestus‹ trug die richtige Bezeichnung, denn er war ein mentales Gebilde, geschaffen vor gewaltigen Zeiträumen aus der Kraft des Geistes und zu Materie geworden. Der Spiegel stammte aus den Gärten des Hestus, des Vaters von Loana, wie Carminia Brado in einem früheren Leben hieß.

Mit seiner Hilfe war es möglich gewesen, alle Punkte auf dieser Welt – und einen in einer anderen – anzusteuern, die mit den Dämonen zu tun hatten. Es gab bestimmte Orte, an denen die Schergen der Finsternis sich bevorzugt trafen oder die sie als Stützpunkte ausbauten, was vor rund zwanzigtausend Jahren von Hestus und einigen Vertrauten erkannt und in die mentalen Segmente an Erinnerung einprogrammiert wurde, hatte noch heute Gültigkeit. Mit dem ›Geistspiegel‹ ließen sich die kritischen Punkte auf der Welt noch heute anvisieren und aufsuchen.

Dort, wo früher ausgedehnte Urwälder, Gletscherspalten, Wüsten, Berge oder gar reißende Ströme lagen, konnten heute Städte oder Dörfer stehen, Hochhäuser in den Himmel ragen, und diese speziellen

Stellen waren noch immer als Dämonenstützpunkte registriert und wurden von den Finsterlingen aus dem Schattenreich auch fleißig benutzt.

Kräfte und Einflüsse aus alter Zeit zeigten sich dort, oft im Verborgenen, weil niemand auf sie achtete und sie wahrnahm. Manches wurde nur durch Zufall bekannt – oder auch nie. Weil die Beteiligten auf der Strecke blieben.

»Nun strengt euch mal an, ihr beiden«, erscholl Blobb-Blobbs übermütige Stimme über den silbergrau schimmernden ›See‹. »Mal gespannt, wer von euch den großen Löwensprung macht.«

Er stand genau über der Mitte des runden, von schattenspendenden Palmen und in allen Farben blühender Blumen umgebenen Gebildes.

Diese Blumen wuchsen auf der ganzen Insel nur in unmittelbarer Nähe des ›Geistspiegels‹. Sie waren von besonderer Form, außergewöhnlich kräftiger Farbe und sahen aus, wie aus feinstem Glas und Kristall geschaffen…

»Komm rüber, Blobb-Blobb!« rief Jim, der Guuf, und er meinte es gut mit dem kleinen Kerl. »Du weißt, daß Björn es nicht gern sieht, wenn wir uns hier aufhalten. Die ganze Insel steht uns zur Verfügung, nur von hier und der Geister-Höhle sollen wir uns fernhalten…«

»Mach ich ja!« Blobb-Blobb drehte eine Pirouette, stieg kerzengerade in die Höhe, um dann wieder im Sturzflug der schimmernden Silberfläche entgegenzujagen.

Offensichtlich wollte er seinen beiden Freunden zeigen, wie mutig und flink er war. Im letzten Augenblick wollte er mit einer eleganten Kehrtwendung den Sturzflug unmittelbar über der grauen, opalisierenden Fläche abbremsen.

Aber er unterschätzte die Kraft, die in dem mentalen, Materie gewordenen Gebilde steckte.

»Achtung, Blobb-Blobb!« brüllte Pepe noch, und die Stimme des Jungen überschlug sich vor Aufregung. »Das geht schief!«

Die letzten Worte hörte der Kleine schon nicht mehr.

Wo er eben noch zu erkennen war, schoß eine dünne, senkrecht sich fortpflanzende Nebelsäule hoch. Der Geistspiegel reagierte! Er registrierte die Annäherung von etwas Lebendem und durfte – wie es seine einprogrammierte Aufgabe war – diesen Körper nicht aufkommen lassen, sondern mußte ihn aufnehmen.

Materie – wurde aufgelöst. Aus Blobb-Blobb wurde eine dünne Rauchsäule, die blitzschnell von einer der winzigen Löcher im Netzgebilde zwischen den mondsichelförmigen Segmenten angesaugt wurde.

»Verdammt!« schrie Jim. »Jetzt ist’s passiert!«

Blobb-Blobb gab es nicht mehr.

In diesem Moment, wo sie noch aufgeregt die ganze Spiegelfläche

mit ihren Blicken absuchten, würde er an einem wildfremden, unbekannten und vor allem gefährlichen Ort wieder erscheinen…

*

Genauso war es.

Der Übergang erfolgte zeitlos.

Blobb-Blobb wollte schon ein heiseres Lachen ausstoßen und seinen Freunden eine lange Nase zeigen, als er merkte, daß seine Umgebung sich verändert hatte.

›See‹ und Palmenhain waren verschwunden, keine Spur mehr von Jim und Pepe.

»He, wo seid ihr?« Blobb-Blobb entfuhr die Frage unbewußt.

Halbdunkel umgab ihn.

Er nahm grobgemauerte Wände wahr, die durch die Dunkelheit schemenhaft zu erkennen waren.

Ein Verlies oder ein alter Turm…

Der kleine Kerl stand auf dem nackten, rauhen Steinboden und blickte sich verwirrt um.

Er kannte die Wirkung des Geistspiegels und wußte, daß die mentalen Segmente ihn an jeden beliebigen Ort tragen konnten. Es war ihm auch bekannt, daß es ihm aus eigener Kraft nicht mehr gelang, über den gleichen Weg an den Ausgangspunkt seiner Reise zurückzukehren. Dazu hätte er mindestens eine der besonderen Blüten haben müssen…

Wo befand er sich? Was für eine Bedeutung hatte dieser Platz?

Neugier und Forschungsdrang waren geweckt.

Er sah sich in der Runde um und erhob sich mit lautlosem Flügelschlag seiner hauchdünnen Schwingen in die diesige Luft.

An diesem Ort herrschte eine merkwürdige Atmosphäre.

Er fühlte sich nicht wohl, sie stieß ihn ab und zog ihn zugleich an.

Blobb-Blobb wußte, daß er sich an einer Stelle befand, die Dämonen und Geistern aus dem Schreckensreich Rha-Ta-N'mys als Treffpunkt und Versammlungsort gedient hatte oder noch immer diente. Und genau das wollte er jetzt ergründen.

»Wenn man schon mal an einem bestimmten Ort ist, dann reist man nicht wieder ab, ohne etwas über ihn in in Erfahrung gebracht zu haben«, murmelte er kaum hörbar vor sich hin.

Er strebte einem Loch in der massiven Mauer entgegen, durch das gedämpft graues Tageslicht sickerte.

Dahinter lag eine Treppe. Leichte Nebelschwaden wehten darüber hinweg. Sie kamen aus Mauerritzen und Öffnungen, die an ehemalige Schießscharten und schmale Fenster erinnerten.

Hier oben wurde es etwas heller.

Im trüben Tageslicht, das durch die Nebelbänke ringsum gedämpft wurde, sah Blobb-Blobb mehr von seiner neuen Umgebung, in die er unfreiwillig geraten war.

Es war ein alter, verwitterter Turm, in dem er angekommen war.

Der Wind wehte auf dem einsamen Hügel, von dem aus der Blick über eine menschenleere Landschaft führte.

Knorrige Bäume standen auf dem holprigen, sandigen Boden, zwischen zwei Bäumen – ein Zelt…

Blobb-Blobb schaukelte sanft durch die Luft.

Die Landschaft hier oben auf dem Hügel machte einen friedlichen Eindruck, und doch haftete ihr etwas unerklärlich Unheimliches an.

Der kleine Kerl von Marlos fühlte instinktiv, daß hier etwas geschehen war, das die Atmosphäre förmlich vergiftete.

Er näherte sich vorsichtig dem Spalt, der zwischen den beiden vorderen Planen bestand, die den Eingang bildeten und warf einen Blick ins Zeltinnere.

In der Ecke vorn lagen zwei Bündel Kleider und zwei zusammengerollte Schlafsäcke. Von den beiden Personen, die offensichtlich in diesem Zelt geschlafen hatten, aber keine Spur…

Hielten sie sich irgendwo in der Nähe auf?

Es war ungewöhnlich, ein Zelt unbewacht zurückzulassen, in dem sich persönliche Gegenstände befanden. Nicht nur Kleider. Sogar zwei kleinere Handtaschen und eine größere Tasche entdeckte Blobb-Blobb.

Er wollte schon ins Zelt schlüpfen, als er sich dafür entschied, erst die nähere Umgebung genauer zu kontrollieren.

Ein ungutes Gefühl beschlich ihn…

Er flog systematisch die nähere Umgebung des Turmes und den Hügel ab, schwirrte auf eine der höchsten Eichen und hatte von dort aus einen vortrefflichen Rundblick.

Er suchte nach Fahrrädern, mit denen die zwei Zelter gekommen sein mußten; er konnte sich nicht vorstellen, daß sie zu Fuß unterwegs waren. Und wenn es sich um zwei Tramper handelte, dann mußten sie sich in der Nähe aufhalten. Denn es war kaum damit zu rechnen, daß sie ihr Zelt hier in der Abgeschiedenheit allein zurückließen.

Dem Sonnenstand nach zu urteilen, war es schon Nachmittag.

Blobb-Blobb hielt Ausschau nach einem Bach oder Teich, am dem die beiden Zelter sich vielleicht niedergelegt oder Wäsche wuschen. Er suchte auch nach einer eventuellen Feuerstelle.

Doch er fand weder das eine noch das andere.

Der Hügel lag verlassen…

Das ungute Gefühl in Blobb-Blobb wurde stärker.

War ein Verbrechen passiert?

Noch während er diesen Gedanken faßte, hörte er aus der Ferne

einen erstickten Aufschrei.

»Hiiilllfffeee!«

Dann herrschte Totenstille.

Blobb-Blobb warf sich in der Luft herum und jagte in die Richtung davon, aus der der Hilferuf gekommen war.

*

In einer anderen Zeit, in einem anderen Land…

Die Freunde gingen den Pfad, der ihnen schon vertraut war.

Ohne Zwischenfalle erreichten sie den Dschungel.

Hier waren kürzlich Rani und anschließend Danielle von beseelten Pflanzen Vunars entführt worden und dadurch dem Zugriff der dämonisch beeinflußten entgangen, die unter Umständen ihren Tod hätten herbeiführen können. Doch das Eingreifen der grünen Priesterin war nicht ganz uneigennützig gewesen.

Sie hatte Ranis und Danielles Festnahme in einen großen und gewagten Plan integriert, um das Grauen zu bekämpfen, das sich mehr und mehr in ihrem Einflußbereich geltend machte. In dem Dschungeldorf, das ihr zu Hause war, waren von Dämonen übernommene und beeinflußte Seelen aus dem Totenland in Pflanzen eingefahren und beherrschten sie. In gewagtem Unternehmen hatte Björn die Seelen, die dafür noch bereit standen, befreit und ihnen die Rückkehr aus dem von Dämonen kontrollierten und jederzeit zugänglichen Totenland ermöglicht.

Diese Geister aus dem Totenland hatten eine neue Chance, wieder das zu werden, was sie mal waren: Wacher und Helfer für die Verstorbenen und Getöteten, die sie mit den Totenflößen ins Jenseits zu bringen hatten. Dies war seit jeher ihre Aufgabe gewesen. Durch eine Verkettung tragischer Umstände war das kleine Volk von seiner ursprünglichen Aufgabe abgekommen.

Die Hütten im Dorf waren noch immer leer. Und doch war das Dorf nicht mehr ausgestorben.

Die Geister aus dem Totenland waren eingekehrt in Pflanzen, in denen sie ihre neue Existenz begannen.

Die grüne Priesterin war zu einer Herrscherin über ein Geisterreich geworden, und niemand von denen, die in irgendeiner Form mit den ungewöhnlichen Vorfällen zu tun hatten, wußte, wie die Entwicklung weiterging. Hatten die Geister im Innern der Kristallfelsen überhaupt eine Chance, noch mal eine Weiterentwicklung durchzumachen oder ging mit Xantilons Untergang, der nicht mehr aufzuhalten war, alles zugrunde?

Die Stunde des Abschieds war gekommen.

Vunar bedankte sich bei Björn noch mal für alles, was er für sie

und ihr Volk getan hatte, und sie versprach, dafür Sorge zu tragen, daß in diesem Land die Dämonischen keine Gelegenheit mehr hatten, noch mal Fuß zu fassen…

Björn und seine Freunde blickten sich ein letztes Mal an dem Ort um, wo sie soviele merkwürdige, unheimliche Dinge erlebt hatten.

Björns Blick ging über die Stelle hinweg, wo er ahnungslos und hilflos neben Carminia auf dem Boden lag. Seine Psyche war dabei unter dem Einfluß der Götterdroge auf eine Reise in einen Traumkosmos gegangen, der ihm die Augen für neue Zusammenhänge geöffnet hatte.

Zwischen den Büschen am Ende des Platzes sah er etwas Glitzern. Er ging darauf, drückte den Blättervorhang zur Seite und wollte nicht glauben, was er sah.

Der Kristall, der am Boden lag, hatte eine typische Form, und die vergaß er nicht.

»Ein Kristall aus dem Traumkosmos der Götter!« rief er überrascht und griff danach, glaubte allerdings nicht daran, daß er festen Widerstand spüren würde. Seiner Meinung nach war es ein Bild aus einer anderen Welt, nichts Dreidimensionales, ein letzter visionärer Eindruck von etwas, das anderswo jedoch sehr real war.

Aber – er konnte den Kristall anfassen!

Kühl lag er in seiner Hand, war groß und schlank, von zahllosen spiegelnden Flächen übersät.

Aber nicht der Mann, der hineinblickte und die Welt, die ihn umgab, spiegelten sich darin, sondern es leuchtete etwas von innen heraus.

Gesichter und Szenen…

Da war es wieder… dieses Gesicht, zu dem er einen Namen hatte.

»Philip Marais!« murmelte er.

Er starrte in das Gesicht, das groß und in aller Deutlichkeit die mittlere Spiegelfläche ausfüllte.

Marais war dunkelhaarig, trug die Haare etwas länger als üblich in seinem Alter. Energisches Kinn, kräftige, leicht gebogene Nase, hohe Stirn.

Der Mann aus seinem ›Traum‹, der jedoch kein Traum, sondern eine andere Ebene von Wirklichkeit war. Und auf dieser anderen Ebene hatte er sich mit seiner Psyche bewegt.

Beim Anblick des Kristalls fielen ihm weitere Gesichter ein, die er in den Tausenden von ungeschliffenen Bruchstellen in der Kristallhalle seiner Träume gesehen hatte.

»Feinde«, murmelte er. »Die Feinde aus der Finsternis… Sie verbergen sich hinter tausend Masken und leben mitten unter uns, ohne daß ihre wahre Aufgabe und ihr wahres Aussehen bekannt ist.

Philip Marais – ist ein solcher Feind! Seht, wie er sich verändert,

wenn man sich auf ihn konzentriert…«

Die Freunde umringten ihn, sahen die Veränderungen im Gesicht des Fremden und hielten den Atem an.

Die Linien in Marais' Gesicht verstärkten sich, die Brauen wurden dichter, die Haare nahmen ein struppiges Aussehen an. Der Mann sah plötzlich aus, als verwandle sich sein Äußeres in das einer afrikanischen Dämonenfratze.

Bilder, wie sie in dieser Zusammensetzung nur im Traum vorkamen und typisch waren, wurden sichtbar.

Der Pariser Eiffelturm erschien als Silhouette.

Hier in der Vergangenheit, zwanzigtausend Jahre vor der Zeitrechnung, aus der sie kamen, erblickten sie Gegenstände, Menschen und Dinge, die die Gegenwart bestimmten.

Wie im Traum waren Raum und Zeit aufgelöst, und doch bekamen sie alles im Wachzustand mit.

Marais stammte aus Paris.

Dort war er als Anwalt tätig. Sie sahen in den Spiegel – und Bruchstellen rings um das große Bild wie in einem Kaleidoskop viele kleine.

Die Büros waren zu sehen, ein Schreibtisch, hinter dem Marais normalerweise zu tun hatte, die Bilder, Kultgegenstände und Masken an den Wänden.

Dinge aus dem Herzen Afrikas. Dinge, die gespenstisch und unheimlich aussahen.

Marais hatte sich mit Magie, Okkultismus und fremdartigen Mythen befaßt.

Auf den äußersten Rändern der Sichtflächen glühten seltsame flammend rote Zeichen, blinkten auf und verschwanden wieder. Symbole und Schriften, die Björn Hellmark schon mehr als einmal in seinem Leben untergekommen waren.

Mystische und magische Botschaften aus der dämonischen Welt Rha-Ta-N'mys!

Marais war mit den Mächten des Bösen liiert.

Vom Äußeren her ein normaler Mensch – und doch ein Monster.

»Björn«, vernahm der blonde Mann die Stimme der dunkelhäutigen Frau leise an seiner Seite. »Was hat das alles zu bedeuten?«

»Mein Traum setzt sich fort… eine Art Wahrtraum, wenn ich richtig vermute. Im Traumkosmos der Götter selbst fing alles an. Nach Marlos zurückgekehrt wurde mir bewußt, daß ich Dinge in meiner Erinnerung hatte, die von einiger Wichtigkeit für mein weiteres Leben sein würden. Und hier, im Dschungeldorf, entdecke ich nun einen Kristall, der eine Fortsetzung meines Traumes in realen Bildern bringt. Philip Marais führt etwas Böses im Schild. Seht…«

Die Szene wechselte.

Eine einsame Landschaft wurde gezeigt. Hügel, auf denen vereinzelt Bäume wuchsen. Eine Ruine… ein alter, verwitterter Sarazenenturm. Sie sahen, daß Marais ihn betrat.

Dann wurden die Umrisse undeutlicher, als ob Nebel im Innern des Kristalls aufstiegen.

Die schattenhafte Gestalt eines Mannes – halb Mensch, halb Monster – stieg durch einen uralten, verborgenen Schacht tiefer in den Turm, dessen Ruine offensichtlich nur wie die Spitze eines Eisberges war.

Eine steile Treppe führte nach unten.

Im Dunkeln stand eine Gestalt, selbst ein Teil der Schwärze, aber weiß das Gesicht, das hell herausleuchtete.

Ein Stöhnen entrann Björn Hellmarks Lippen.

Sein erbitterter Gegner war in der realen Welt der Gegenwart.

Molochos, der Dämonenfürst!

*

Als ihm bewußt wurde, was dies für eine Bedeutung und für Auswirkungen hatte, wirbelten die Eindrücke im Kristall aus dem Traumkosmos der Götter wild durcheinander und wechselten rasch ab.

Der düstere Raum in der Tiefe, in dem Molochos und Marais zusammentrafen, blähte sich auf unnatürliche Weise auf.

Immer mehr Personen tauchten aus düsteren Gefilden auf, Menschen, die sich in monsterhafte Geschöpfe verwandelten, deren Aussehen oft mit dem eines Menschen gar nichts mehr zu tun hatte.

Die Atmosphäre wirkte kalt und eisig, die Umgebung war in kaltes Blaugrau getaucht.

Was sich fort abspielte, war für Björn kein Rätsel mehr. Sein Aufenthalt im Traumkosmos der Götter hätte mit dem ewigen Schlaf für ihn enden können. Aber er war von dort mit erweitertem Bewußtsein zurückgekehrt.

Er nannte plötzlich Namen, die zu den Gesichtern paßten, die sich vor seinen Augen veränderten, monsterhaft und fratzenhaft wurden. Namen, die er nie zuvor in den Mund genommen hatte.

Die Welt des Traumkosmos' unterstand ihren eigenen Gesetzen, und mit diesen Gesetzen war er in Berührung gekommen.

»Das sind sie«, sagte er plötzlich mit einer Gewißheit, die nicht nur seine Begleiter, sondern ihn selbst schockierte. »Die bereit stehen, menschliches Leben zu vernichten, zu manipulieren… Rha-Ta-N'mys und Molochos Killer. Aber ich weiß, wo sie zu finden sind. Durch diesen Kristall…« Er drehte den kantigen, hohen Brocken zwischen den Fingern und sah Gesichter und Szenenwechsel in sämtlichen gebrochenen Flächen. »Ich muß ihn unbewußt mitgenommen haben,

als meine Psyche aus dem Traumkosmos wieder hier in der Welt der grünen Priesterin eintraf. Zusammen mit der Carminias.

Vielleicht ist er auch ein Geschenk jener Kräfte, die sowohl gut als böse sind. Die Macht, in deren Brust gewissermaßen zwei Seelen hausen, Himmel und Hölle personifizieren, scheint mir im letzten Augenblick einen Gruß von ›drüben‹ mitgegeben zu haben… Ich kann sie entlarven. Mit Hilfe dieses Gebildes und des Wissens, das sich in mir gebildet hat. Ich kann die wahren Gesichter aller, die sich als Menschen tarnen, sichtbar machen. Drüben, in der Welt, aus der wir kommen, geht einiges vor. Dämonen sammeln sich und nehmen ihre wahre Gestalt an. Sie führen etwas im Schild. Wir müssen ihnen zuvorkommen… Der Turm, in dem sie sich sammeln, liegt in der Nähe von Silfiac, in der Bretagne…« Das Wissen um diese Dinge entnahm er seinen Träumen, die für ihn zu einem Teil der Realität geworden waren.

Sie hatten es plötzlich sehr eilig, das Dschungeldorf zu verlassen.

Molochos befand sich nicht mehr in der Vergangenheit, nicht mehr auf Xantilon! Wie es ihm gelungen war, ohne Gigantopolis diese Zeit und diesen Raum zu verlassen, wußten sie nicht.

Aber darüber nachzudenken, wäre müßig gewesen.

Große Ereignisse warfen ihre Schatten voraus.

Björn wollte den Spuren seines dämonischen Gegenspielers folgen. So schnell wie möglich.

Im Eiltempo durchquerten sie die Landschaft, die der Strom ins Totenland, der Skorokka, durchschnitt.

Es war gut, daß Gigantopolis nicht weit entfernt von ihnen lag und umgehend in die Gegenwart, in ihre Eigenzeit mit ihnen zurückkehren konnte.

*

Sie schafften den Rückweg in Rekordzeit.

Einer nach dem andern passierte den Wasservorhang, der das Land der grünen Priesterin von der Außenwelt trennte.

Sie liefen zwischen den farbenschillernden Kristallfelsen entlang, dem Plateau entgegen, auf dem Gigantopolis zur Landung aufgesetzt hatte.

Durch die Reihen der Rückkehrer ging es wie ein Ruck.

Das Plateau lag leer und verlassen vor ihnen. Hellmark und seine Freunde griffen unwillkürlich zu ihren Waffen, verteilten sich auf dem Plateau und hielten Ausschau nach eventuellen Feinden.

Die Zeit und diese Region war erfahrungsgemäß voll von ihnen.

Quer durch das Land zogen die Dämonenheere. Überall wurde Rha-Ta-N'mys Einfluß wirksam. Die Bösen aus dem Reich der

Finsternis, brachten Menschen unter ihren Einfluß, mordeten und brandschatzten.

Durch den Zeitfluch des Tschonn, der von Macabros trotz allen Einsatzes nicht hatte beseitigt werden können, waren sie mit jedem Schritt, den sie sich weiter in den Süden des Urkontinents begeben hatten, auch in der Zeit vorangekommen.

Hier im Süden waren schlimme Tage angebrochen. Dämonen lauerten überall.

Waren sie verantwortlich für das Verschwinden der Fliegenden Stadt?

Was war aus ihr geworden, was vor allen Dingen aus Shaloona und seinem Volk?

Björn und seine Freunde waren verwirrt.

Es mußte während ihrer Abwesenheit etwas Entsetzliches geschehen sein.

Spuren eines Kampfes waren nicht zu entdecken.

War Gigantopolis auf die bewährte Weise von einem dämonischen Widersacher von innen heraus übernommen worden?

Sie konnten nur Vermutungen äußern.

In Zweiergruppen und auf Sichtweite blieben sie beisammen, damit bei einem eventuellen Angriff die einen den anderen zu Hilfe eilen konnten.

Die Mienen der Freunde waren finster.

Abgesehen davon, daß ihnen die dringend notwendige Rückkehr in ihre Eigenzeit unmöglich geworden war, mußten sie in jeder Sekunde mit einem Angriff rechnen, der ihr aller Leben auslöschte.

Gerade der Weg über das riesige Plateau wurde zum Risiko.

Dauernd spähten sie gen Himmel, der sich endlos weit über ihnen erstreckte.

Wenn Gigantopolis sich in falscher Hand befand, mußten sie damit rechnen, aus der Luft angegriffen zu werden. Sollte die riesige Plattform sich über ihnen herabsenken, dann hatten sie nicht mehr die geringste Chance.

Sie würden zermalmt werden…

Sie atmeten auf, als sie sich wieder in der Nähe von Felsen aufhalten konnten, die aus dem wie geschliffen wirkenden Boden herauswuchsen wie riesige Pilze.

Zwischen den granitharten Gebilden, in den Nischen und unzugänglichen Windungen, die kreuz und quer durch die Felsmassive führten, konnten sie Zuflucht suchen, wenn die Situation es erfordern sollte.

Björn tat ein Zusätzliches, um die Gefahr in Grenzen zu halten.

Er ließ seinen Doppelkörper entstehen.

Unbemerkt von den anderen inspizierte Macabros viele Meilen

entfernt die Umgebung und hielt Ausschau nach der Fliegenden Stadt, nach eventuellen Feinden.

Und da sah er etwas…

Dort, wo die Kristallfelsen ausliefen, wo sich die schimmernden, farbintensiven Massive im Süden bis zu den Grenzen des Landes Milachoot vorschoben, tauchte ein Mann auf, groß, blond, braungebrannt. Ein Abenteurertyp mit kühnem Wikingergesicht.

Dieser Mann glich Björn Hellmark wie ein Zwillingsbruder.

Auf vorgeschobenem Posten – war Macabros unterwegs. Mit der Verdoppelung seines Körpers erweiterte Björn Hellmark auch seine Sinneswahrnehmungen.

Alles, was Macabros sah und hörte, wurde gleichzeitig Björn Hellmarks Bewußtseinsinhalt.

Hellmark erkannte, daß er seinen Doppelkörper nicht zufällig an der äußersten Grenze der Kristallfelsen hatte materialisieren lassen.

Ein Begriff tauchte in ihm auf, an den er schon lange nicht mehr gedacht hatte.

›Singendes Fahsaals‹…

Während seiner zahlreichen Abenteuer seit Beendigung der dreizehn Wege in das Grauen, war er mit einer Legende vertraut geworden, die man sich erzählte, von der aber kein Mensch etwas Genaues wußte.

Das ›Singende Fahsaals‹ war etwas, worauf alle hofften, das jeder besitzen wollte. Glück, ewigen Frieden, Reichtum, Harmonie… dies alles und noch mehr brachte man mit dem Begriff des ›Singenden Fahsaals‹ in Verbindung.

Und als Macabros die Büsche und Farne am Ende des Gebietes der Kristallfelsen sah, erreichte ihn ein Gedanke Hellmarks.

Diese Region hatte er erblickt! Genauso, wie er die Gesichter und Gestalten in den Kristallen wahrgenommen hatte, erinnerte er sich plötzlich wieder an dieses Gebiet.

Er hatte es nie zuvor betreten, und doch war es ihm nicht fremd.

Die Kristallhalle im Traumkosmos hatte Hellmarks Bewußtsein erweitert, er hatte darin viel gesehen, mit dem er im ersten Moment nichts anfangen konnte.

Aus der Erinnerung stiegen Bilder auf, die auch Macabros erreichten, und mit denen er etwas anzufangen wußte.

Die Vermutung, daß er diese Landschaft schon gesehen hatte und daß sie nun in seiner Erinnerung aufstieg, mischte sich mit dem Geschehen, das ihn plötzlich in Bann zog.

Einer der Büsche loderte auf wie eine Fackel.

Steil stieg eine Feuersäule in die Höhe. Es knisterte und prasselte.

Funken sprühten, flogen in die Büsche und die mannshohen Farngräser. Aber außer dem Busch, der auf unerklärliche Weise in

Brand geraten war, entzündete sich sonst nichts weiter.

Der Busch brannte innerhalb weniger Sekunden nieder, es entstand eine Bresche, die breit genug war, um einen ausgewachsenen Mann durchzulassen.

Solange wartete Macabros erst gar nicht.

Er benutzte ›das Loch‹ zwischen den Büschen, noch ehe das Feuer heruntergebrannt war.

Ihm schadeten die Flammen nichts.

Sein ätherischer Körper wurde davon nicht in Mitleidenschaft gezogen. Ob die Gluthitze einer Sonne oder die eisige Kälte des Weltraums – Macabros war durch diese Dinge nicht zu beeindrucken, nicht zu vernichten. Der feinstoffliche Körper, auch Astralleib genannt, war von Flammen umhüllt. Nicht ein Haar versengte.

Macabros kam auf der anderen Seite des Flammenvorhangs wieder hervor und hatte das Gefühl, auf einen anderen Stern versetzt zu sein.

Wie eine Fata Morgana lag eine Stadt von märchenhafter Schönheit vor ihm.

Die kerzengerade Straße, die vor ihm lag, wurde von weißen, schlanken Säulen flankiert. Die Allee begann unmittelbar hinter dem brennenden, zu Asche zerfallenen Busch.

Die Stadt schimmerte in Weiß und Gold, war von strahlender Schönheit und einer Größe, daß Macabros sich fragte, ob er das alles wirklich sah oder nur eine Halluzination wahrnahm.

Normalerweise nämlich hätte er die ungeheure Anlage auch erblicken müssen, wenn er über die Büsche hinweggeblickt hätte.

Neugierig ging er die weißschimmernde, lichtdurchflutete Allee entlang.

Jenseits der weißen Säulen zu beiden Seiten lagen kugelförmige Gebäude, kleinere und größere.

Macabros berührte eine der Säulen.

Er konnte sie wahrhaftig fühlen. Sie war vorhanden, keine Einbildung…

Was für eine Stadt war das?

Er hatte nie etwas von ihr gehört.

Macabros war lange Zeit durch das ganze Land geirrt. Durch sein Auftreten, die Kämpfe, die er bestanden hatte, war die Legende vom ›Toten Gott‹ entstanden. An den Lagerfeuern und in den Hütten erzählte man sich seine Helden- und Wundertaten. Er war bei seinen Streifzügen durch das Land mit zahllosen Menschen zusammen gekommen, hatte durch sie von mysteriösen Vorfällen und geheimnisvollen Orten gehört.

Die Landkarte Xantilons war ihm vertraut, die fernen nördlichen Gefilde mit dem Schattengebirge, dem Reich Un, wo die drei versteinerten Zauberinnen herrschten ebenso wie Aggars Wüstenzone,

die Stadt der schlafenden Götter und die Kristallfelsen.

Er wußte um Hestus' Land, um Ehdaar's Traumreich und kannte viele andere Regionen vom Hörensagen.

Auf diese Weise hatte er auch vom sagenhaften ›Singenden Fahsaals‹ vernommen. Jeder wußte von ihm, aber keiner hatte eine Vorstellung davon, wie es aussah.

Eine lichtdurchflutete Stadt wie diese wäre sicher kein Geheimnis geblieben.

Warum hatte nie jemand von ihr gesprochen?

Waren bestimmte Voraussetzungen notwendig, um sie wahrzunehmen?

Diese Erklärung war noch am einleuchtendsten.

Aufmerksam sah er sich um und ließ das wunderbare Licht auf sich wirken, die schimmernden Kuppeln, die aus purem Gold zu bestehen schienen.

Zwischen den einzelnen Gebäuden führten breite Straßen entlang und mündeten immer wieder auf die Allee, auf der er gekommen war, die sich bis zum Horizont hin erstreckte und mit dem weiß-goldenen Himmel eins wurde, der sich selbst wie eine Lichtkuppel über alles spannte.

Nie zuvor waren Großartigkeit, Einsamkeit und Stille so überzeugend vereint und bildeten eine unbegreifliche, wunderbare Größe.

Macabros fühlte sich einfach wohl, und Björn Hellmark, viele Meilen von der Entdeckung seines Zweitkörpers entfernt, war durch einen unsichtbaren Strang mit diesem verbunden und nahm mit seinem Bewußtsein teil an dem unbeschreiblichen Glücksgefühl, an den Bildern, die Macabros empfing.

Die verlassene, lichtdurchsetzte Geisterstadt stellte ihn vor ein Rätsel.

Macabros war durch einen Zufall in jene Region gekommen…

War es wirklich ein Zufall?

Hellmark selbst hegte plötzlich Zweifel daran.

Er mußte an das Wissen denken, das er durch die Kristallbilder im Traumkosmos der Götter vermittelt bekam.

Nicht nur Gesichter hatten sich ihm eingeprägt.

Auch Orte.

Das Wissen um den ›Aufenthaltsort‹ der ›Singenden Fahsaals‹ gehörte dazu. Und dieser Ort – stimmte mit den Bildern, die Macabros sah, überein.

Björn konnte nur schwer seine Erregung verbergen, während er mit den Freunden das Plateau verließ, weiter durch die schimmernde Ebene Richtung Süden wanderte, und sein Zweitkörper gleichzeitig fern jenseits der Kristallfelsen agierte. Die Stimme war plötzlich neben

Macabros.

»Du hast – fast – gefunden, was du suchtest…«

Der Angesprochene wirbelte herum.

Diese Stimme!

»Whiss?« fragte er aufgeregt.

Im hellen, weiß-goldenen Licht, sah er die Umrisse des Wesens, das Rani Mahay einst aus dem Mikrokosmos mitbrachte.

Whiss hatte ihnen den Weg in die ehemalige Alptraumstadt Gigantopolis ermöglicht und war später im allgemeinen Durcheinander untergetaucht. Noch mal erschien er Hellmark in Gigantopolis als Geist und ließ durchblicken, daß er einer großen Sache auf der Spur war. Dann verschwand er wieder.

»Ja, ich bin's…«

Whiss, sonst etwa so groß wie ein Rabe, hatte in dem rätselhaften Licht der Geisterstadt offensichtlich an Volumen zugelegt.

Er war lichtdurchflutet und schien ein Teil des Lichtes zu sein, als er sich von einem Säulenvorsprung löste, auf dem er offensichtlich die ganze Zeit über zugebracht hatte, ohne von Macabros – zunächst wahrgenommen zu werden.

Whiss' Stimme klang sehr sanft und hatte einen ganz eigenen Tonfall. Der kleine Kerl aus dem Mikrokosmos schien in diesem Augenblick der Begegnung zumindest offensichtlich kein Interesse daran zu haben, ihn mit einer imitierten Stimme aus dem Freundeskreis zu foppen.

Macabros sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an.

Whiss wirkte in dem weiß-goldenen Licht wie verklärt und vor allem größer als sonst.

Er war groß wie ein Adler, stand reglos und wie auf einem unsichtbaren Podest vor Macabros.

»Wo sind wir hier, Whiss?« fragte Macabros. »Und wieso – bist du hier?«

»Ich habe dir bei unserer letzten Begegnung gesagt, daß ich glaube, vor einer wichtigen Entdeckung zu stehen. Ich habe diese Entdeckung tatsächlich gemacht. Hier, die Lichtstadt ist es, hell, leuchtend, unübersehbar – und doch sind Tausende daran vorbeigegangen und haben sie nicht gesehen. Denn um sie wahrzunehmen, ist es nötig, das Feuer zu durchschreiten. Du bist diesen Schritt gegangen. Auch ich habe ihn gemacht. Andere aber sind vor dem Feuer geflohen, weil der plötzliche, unerklärliche Ausbruch sie erschreckte.«

»Was verständlich ist. Feuer – bringt den Tod…«

»Nicht dieses Feuer…« Die Sanftheit in Whiss' Stimme verwirrte ihn.

»Es ist ein Zeichen. Es soll Feinde zurückweisen. Immer, wenn

einer diese Region betrat, entflammte ein Busch. Das Zeichen bedeutet zweierlei: Abwehr und Einladung. Wer sich erschrecken ließ, der lief davon. Wer neugierig wurde, wählte logischerweise die Seiten links und rechts der Feuerstelle. Dann kam er zwar hinter die Buschreihen, aber die Lichtstadt blieb seinen Sinnen verschlossen. Nur wer das Feuer passiert, kommt in die Stadt. Das ist, als würde man das Tor in eine andere Welt aufstoßen… Du hast es getan. Deshalb siehst du Dinge, die anderen verborgen bleiben mußten.«

»Ich ging kein Risiko ein. Die Flammen konnten mir nichts anhaben. Feinstoffliche Substanz ist durch Elemente nicht angreifbar.«

»Auch mich hat das Feuer nicht angegriffen.«

Macabros lachte leise. »Du wirst es mit einem Trick verändert haben… vielleicht hast du die Flammenzungen in Wasserfontänen oder Nektar umgewandelt.«

Whiss verfügte über ungeheure Möglichkeiten auf dem Gebiet der Parakräfte. Er war ein wahrer Riese.

Telepathie und Telekinese waren das normalste für ihn. Die Fähigkeit, Materie umzuwandeln und aus einem Stein organischen Stoff zu machen – das erledigte er nebenbei. Auf einem Kopf waren elf kleine Noppen, die er nach Bedarf ausfahren konnte, und mit diesen ›Para-Antennen‹ war es ihm möglich, jene unsichtbare Kraft überall und jederzeit wirksam werden zu lassen.

In das kleine Gesicht gruben sich Unmutsfalten. »Nichts von alledem… Ich wollte… aber ich hab’s nicht getan. Feuer, das ohne ersichtlichen Grund ausbricht, ist nichts Normales. Ein Spuk, werden sich die meisten sagen, laufen entweder davon oder gehen um den Brandherd herum. Beides ist falsch. Ich habe das Unterwartete getan – und deshalb gefunden, wovon alle bisher nur redeten und das keiner genau beschreiben konnte…«

»Das ›Singende Fahsaals‹!« entrann es Macabros’ Lippen.

»Das ›Singende Fahsaals‹«, bestätigte Whiss und strahlte übers ganze Gesicht.

*

»Wie hast du es gefunden? Wie ist es dir die ganze Zeit über ergangen? Warum hast du dich nie wieder bei uns gemeldet? Wir haben dich verzweifelt gesucht, wußten nichts über dein Schicksal… Du hast dich verändert… Du bist gewachsen und deine äußere Erscheinung ist anders… du scheinst ein Teil des Lichts geworden zu sein… Was ist passiert, Whiss? Und – wie sieht das ›Singende Fahsaals‹ aus?«

Whiss legte den Kopf in den Nacken. »Soviele Fragen auf einmal hast du noch nie gestellt. Aber es ist leicht, sie zu beantworten. Ich bin

durch das Land gestreift wie du. Ich entdeckte einige Hinweise, die mich an diesen Ort führten. Die Geschichte mit dem brennenden Busch kennst du schon. Übrigens: daß es sich um ein besonderes Feuer handelt, kannst du leicht nachprüfen… komm' mit!«

Bis zu der fraglichen Stelle waren es nur wenige Schritte.

Die weiß-goldene Aura wurde dort etwas schwächer. Die Umrisse der Büsche waren wie ein Schemen, weil er aus einer anders dimensionierten Welt zurückschaute. In den Buschreihen gab es keine Lücke.

»Nach dem Feuer ist der Busch wieder entstanden. Für den nächsten, der eventuell hierher kommt. Jeder hatte die Chance, das ›Singende Fahsaals‹ zu finden«, fuhr Whiss ohne jegliche Überheblichkeit fort. »Ich war durch Zufall der erste… als ich die Stadt erforschte, merkte ich nicht, wie die Zeit verging. Einmal konnte ich dir wie ein Geist erscheinen. Aber ich war noch zu sehr beschäftigt – und vor allem war ich mir noch nicht ganz sicher, ob ich wirklich gefunden hatte, was du suchtest…«

»Deshalb die Geheimniskrämerei.«

»Ja, deshalb… Du sprichst mein Äußeres an. Ich bin so wie immer. Was du jedoch von mir wahrnimmst, ist eine Projektion aus Licht. Ich selbst bin im Moment noch sehr weit von dir entfernt… ich kann Kontakt zu dir aufnehmen, du siehst mich so, wie das strahlende Licht es zuläßt. Wenn du das Ende der Straße erreicht hast, wirst du auf das ›Singende Fahsaals‹ stoßen - und auf mich… Mit dem › Singenden Fahsaals‹ wird sich dein Wunschtraum erfüllen lassen, ein großes, vom Bösen verseuchtes Gebiet, ein für allemal von den Einflüssen der Dämonen zu befreien. Sie werden nie wieder dorthin kommen können. Zum Beispiel Rha-Ta-N'mys Schreckenszentrum kann auf diese Weise verschwinden. Dies war unser Ziel.«

»Wir werden das Ewigkeitsgefängnis damit ausrotten, ja. Ich werde zu dir kommen, Whiss – und wir werden das ›Singende Fahsaals‹ dorthin bringen, wo es seine Aufgabe erfüllen kann.«

»Vorsicht!« warnte Whiss ihn, der genau zu ahnen schien, was Macabros vorhatte. »Nicht auf deine Weise… Versetz' dich nicht zum Ende der Straße. Gehe den Weg, Schritt für Schritt, damit du die Welt des ›Singenden Fahsaals‹ erfahren kannst… dies im wahrsten Sinn des Wortes. Dann ist dir alles möglich.«

»Molochos war unser großer Gegner. Wir sind unter anderem auch deshalb noch mal in die Vergangenheit Xantilons zurückgekommen, um ihn zu finden und zu vernichten. Er scheint den Braten gerochen zu haben; denn inzwischen konnte er von hier fliehen und hält sich aller Wahrscheinlichkeit wieder in der Welt auf, in der wir ihn nicht mehr vermuteten.«

»Das wird sicher nichts an deinem Plan ändern. Wir müssen

demnach nur noch einen Weg finden, Molochos in dem Moment in das Ewigkeits-Gefängnis zu locken, in dem das ›Singende Fahsaals‹ von der Atmosphäre Besitz ergreift. Von der Welt des Bösen wird nichts mehr übrig bleiben… Molochos hat ausgespielt.«

»Noch ist es ein Wunschtraum, Whiss.«

»Warte ab, bis du hier bist und mich siehst.«

»Darauf freue ich mich«, sagte er zu der Lichterscheinung, die langsam verblaßte. »Aber noch mehr gespannt bin ich darauf, wie wohl das ›Singende Fahsaals‹ aussieht.«

»Zwischen ihm und mir – gibt es keinen Unterschied«, lautete die orakelhafte Erwiderung.

*

»Whiss ist gefunden!« sagte Björn Hellmark in diesem Moment zu seinen Freunden.

Er berichtete ihnen von dem Unternehmen mit seinem feinstofflichen Astralleib und seiner Absicht, die Allee in der Lichtstadt bis zum Ende zu gehen.

Whiss' merkwürdige Entgegnung wollte er ihnen ebenfalls noch mitteilen.

Doch dazu kam er nicht mehr.

Der riesige Schatten war plötzlich über ihnen und verdunkelte den Himmel.

Aller Blicke gingen hoch, und die Männer und Frauen von Marlos packte das Grauen.

»Gigantopolis!« Einer schrie es.

Wer es war, wußte niemand.

Der Koloß raste aus geringer Höhe auf sie zu und sackte herab wie eine gigantische Steinplatte.

Björn Hellmarks anfängliche Befürchtung schien sich in diesen Sekunden auf grauenvolle Weise zu erfüllen.

Verrat in Gigantopolis!

Die Fliegende Stadt befand sich nicht mehr in Shaloonas und seines Volkes Hand, sondern in der Hand eines, der ihren Tod wollte!

Der Koloß wollte sie unter sich begraben.

*

Sie standen am Rand des ›Geisterspiegels‹.

Jim produzierte ein unterdrücktes Stöhnen, und Pepe klappten die Mundwinkel herunter.

»Verdammt«, stieß der schwarzgelockte Junge hervor. »Das hat uns gerade noch gefehlt… Jetzt ist er weg.«

»Das darf keiner erfahren. Wir müssen etwas tun.«

»Ich weiß auch schon was.« Pepe warf einen Blick zurück. Weit und breit kein anderer Marlos-Bewohner zu sehen. »Ich setz' mich dem Winzling auf die Fersen, Jim. Du hältst hier die Stellung.«

»Warum kann ich nicht…«

Er unterbrach sich.

Sein Blick wurde traurig.

»Ich würde dich ja gern lassen«, sagte Pepe, dem der Freund leid tat. Er wußte, daß Jim und Blobb-Blobb zu einem unzertrennlichen Gespann geworden waren und Jim eine größere Verantwortung gegenüber dem kleinen Kerl hatte als Pepe.

Doch Jim konnte nicht gehen.

Wenn er irgendwo unverhofft auftauchte, würde dies Verwirrung, Angst und Gefahr für Jim heraufbeschwören. Die Menschen außerhalb von Marlos wußten nichts von einem Geschöpf namens Jim, das aussah wie ein Dämon aber doch ein Mensch war. Jim mied die Gesellschaft der Menschen, obwohl er so gern unter ihnen sein wollte. Sein Aussehen machte ihn zum Ausgestoßenen.

Nur hier auf Marlos erschrak niemand mehr vor ihm. Hier hatten ihn alle gern und akzeptierten ihn.

»Mach' dir keine Sorgen«, tröstete Pepe den Freund. »Ich werde ihn schon wieder finden und zurückbringen. Aus der Welt kann er nicht sein. Er kann nur nicht zurück, weil er keine Blume mitgenommen hat…« Während er dies sagte, bückte er sich und pflückte eine der wie aus Glasfasern gesponnenen Blüten, brach sie ab und steckte sie in seinen Gürtel. »Ich bin gleich wieder zurück…«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, sprang er auf den leicht nach innen geneigten ›Geistspiegel‹ zu.

Es gab Millionen von Möglichkeiten, einen anderen Ort zu erreichen. Aber Blobb-Blobb konnte praktisch nur an einem einzigen angekommen sein. Dies ›wußte‹ der Spiegel noch.

So brauchte Pepe sich nur auf den ungewollten Vorgang von vorhin zu konzentrieren.

Im Sprung schon veränderte sich sein Körper.

Er wurde nebelhaft und schrumpfte blitzschnell zusammen zu einer schmalen, bläulichen Rauchsäule, die von der gleichen winzigen Öffnung angesaugt wurde, in der auch Blobb-Blobb verschwunden war.

*

Das Ziehen in den Gliedern kündigte ihm an, daß die Atome seines Körpers sich wieder in der richtigen Anordnung zusammenfanden.

Pepe hatte sofort festen Boden unter den Füßen.

Kahles, grobes Mauerwerk umgab ihn.

Das Innere eines düsteren Turmes oder Verlieses…

Pepe rührte sich im ersten Moment nicht vom Fleck und wartete, bis seine Augen sich an die Düsternis gewöhnt hatten und ob sich hier etwas befand, das ihn zur sofortigen Umkehr zwang.

Er brauchte nur die Blüte zu berühren, denn er stand noch an der sogenannten ›kritischen‹ Stelle, zu der es den Durchlaß gab.

Pepes Hand befand sich dicht an der gläsernen Blüte, aber er berührte sie nicht.

Es war alles ruhig.

Hier also war Blobb-Blobb irgendwo angekommen.

Pepe rief nach ihm, erst leise, dann lauter.

Als keine Antwort erfolgte, setzte sich der Junge in Bewegung.

Er hatte Erfahrung mit Geistern und Dämonen und wußte, daß dieser Ort eine wichtige Beziehung zu ihnen hatte.

In diesem abgelegenen, menschenleeren Turm hatten sie sich getroffen und waren wichtige Entscheidungen gegen die Menschen und das Leben gefallen.

Vor langer Zeit unter Umständen, vielleicht erst vor einem oder zwei Jahrhunderten – vielleicht aber auch erst vor ein paar Tagen… oder eben erst, vor wenigen Minuten…

Die Tatsache, daß Blobb-Blobb sich nicht meldete, konnte schließlich nur zwei Gründe haben.

Entweder er war voller Neugier auf seine Umgebung aus dem Turm geflogen, oder es war ihm etwas zugestoßen.

Der Gedanke an die letzte Möglichkeit trieb Pepe zur Eile an.

Der Boden unter seinen Füßen war rauh und steinig.

Er stolperte in der Dunkelheit, als er einen Ausgang suchte.

Schwaches, graues Tageslicht sickerte durch eine Mauerritze, die er näher in Augenschein nehmen wollte.

Da gab der Boden unter ihm nach.

Die brüchige Decke hielt sein Gewicht nicht langer und krachte in die Tiefe.

Das ging so schnell, daß Pepe sich nicht mehr mit einem Hechtsprung in Sicherheit bringen konnte.

Er stürzte mit Steinen, Erde und morschen Balken einen Stock tiefer.

Ein dicker Brocken traf ihn an der Schulter, ein zweiter am Kopf.

Pepe verlor das Bewußtsein und merkte nicht mehr, wie er aufschlug, wie herabrieselnder Sand, Balken und Steine ihn bedeckten…

*

»Hilfe!«

Der Ruf war ganz nahe.

Es war die Stimme einer Frau.

Blobb-Blobb hatte den Hügel auf dem die knorrigen Bäume, das Zelt und der alte Turm standen, längst hinter sich gebracht.

Er war erstaunt, wie weit er hatte fliegen müssen, um in die Nähe der Stimme zu kommen.

Die besonderen akustischen Verhältnisse hier in der Einsamkeit hatten dazu geführt, daß er den Hilferuf näher eingeschätzt hatte.

Dort unten lag ein altes Bauernhaus.

Das einst ockergelbe Hauptgebäude war abgeblättert und verwittert, die Fensterrahmen wirkten grau und unansehnlich, die Türen des angebauten Schuppens hingen windschief in den Angeln.

Das Anwesen machte einen ungepflegten, verwahrlosten Eindruck.

Es war von einem niedrigen Gatterzaun umgeben. Mitten auf dem Hof standen zwei Kühe die anschirrt waren. Und von dem Hof weg lief eine Frau, die eine karierte schmutzige Schürze trug und ein rotes Kopftuch um ihr strähniges Haar geschlungen hatte.

Die Frau war verhältnismäßig klein.

Sie lief vor einem Mann davon, der mit langen Sätzen ihr folgte.

Die Frau galoppierte wie ein Hase, und ihre Hilferufe hallten durch die einsame Landschaft, in der niemand außer Blobb-Blobb sie hätte hören können.

»Bleib doch stehen!« rief der Mann und verstärkte seine Anstrengungen, die Fliehende einzuholen.

Sie lief nicht auf den Hügel zu, sondern schräg an ihm vorbei und weiter in die flache Landschaft, in der es außer einigen Äckern, brachliegende Wiesen und Grundstücken mit alten Obstbäumen sonst nichts gab.

Der Boden war karg und braun. Die Straße, die wie ein graues Band in der zunehmenden Dunkelheit und im aufsteigenden Abendnebel verschwand, führte in ein kleines Dorf, das einige Kilometer entfernt lag und nur aus ein paar Häusern, einer winzigen Kirche und einem Friedhof bestand.

»Ich denke nicht dran!« Die Stimme der Frau überschlug sich.

»Ich tu dir doch nichts.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Du bist eine Bestie. Du hast sie umgebracht…«

Die Frau schluchzte und wischte sich über das verschwitzte, tränenverschleierte Gesicht. »Sie ist tot – und ich habe gesehen, wie du sie getötet hast.!«

Sie schrie es heraus, ohne den Kopf zu wenden.

Furcht saß in ihrem Herzen und trieb sie zur Eile an.

Die Bauersfrau Amelie Dupont wollte nicht glauben, was sie

gesehen hatte. Aber sie konnte ihren Augen nicht mißtrauen…

Vor wenigen Minuten war Jean, ihr Mann, vom Feld zurückgekommen.

In dem alten Haus lebten außer dem, Ehepaar dessen Schwester und Bruder.

Jean war früher zurückgekommen, als es sonst seine Art war. Amelie Dupont hörte Geräusche in der Küche, warf einen Blick aus dem Fenster und sah von weitem den Karren mit den beiden Kühen den Feldweg entlangrumpeln.

Ohne Jean!

Der war schon im Haus, heimlich zurückgekehrt, ohne daß jemand etwas davon bemerkt hatte.

Amelie Dupont hatte gleich kein gutes Gefühl.

Sie schlich durch den Korridor und warf einen Blick durch den Türspalt. Sie glaubte, ihr Herz würde aussetzen, als sie sah, was sich ereignete.

Jean hielt seine Schwester und seinen Bruder fest.

Mit seinen großen Händen verschloß er ihre Münder und preßte die Körper an sich.

Dabei stand Jean Dupont mit dem Gesicht zur Tür, so daß die Beobachterin jede Einzelheit, die sich in seiner Miene zeigte, sehen konnte.

Jean – war ein alter Mann geworden! Aber noch während er seinen Bruder und seine Schwester festhielt, ging eine gespenstische und unglaubliche Veränderung mit ihm vor.

Falten und Runzeln glätteten sich wieder, Kraft kehrte in seinen Griff zurück, und durch die Berührung wurden die beiden Menschen unter seinen Händen uralt und kraftlos. Sie fielen zu Boden, völlig ausgelaugt und ausgesaugt. ’ Amelie Dupont wollte aufschreien. Woher sie die Kraft nahm, diese grauenvolle Szene stumm zu verdauen und dann einfach davonzurennen, wußte sie selbst nicht.

Es war etwas in ihr Leben getreten, das sie zuvor nicht für möglich gehalten hatte. Sie war mit namenlosem Grauen konfrontiert worden.

Sie rannte aus dem Haus, und Jean merkte es.

Er heftete sich sofort an ihre Fersen.

So fand sie nicht mehr die Zeit, zu dem alten Citroen zu laufen, der neben dem Schuppen parkte.

Sie floh zu Fuß, auf dem kürzesten Weg vom Haus zur Straße.

Der nächste Ort diesseits des Hügels lag etwa vier Kilometer entfernt. Die nächst größere Stadt, Silfiac, etwa zwanzig.

Aber in Merle, einem weniger als hundert Einwohner zählenden Dorf, konnte sie Hilfe erwarten.

Sie mußte unter andere Menschen, um zu vergessen, was sie gesehen und erlebt hatte.

»Sie sind nicht tot, Amelie!« Jean Duponts Stimme klang nicht mehr so fest. »Dreh’ dich dich um, Amelie… sie kommen aus dem Haus… Es war alles ein Irrtum…, deine Sinne haben dir einen Streich gespielt!«

Die Bäuerin atmete schnell und flach.

Halluzinationen hatte sie nie in ihrem Leben gehabt. In einem Dasein, wie sie es führte, voller Arbeit, Entbehrungen und Härte, hatten solche überspannten Dinge keinen Platz. Sie glaubte nur das, was sie mit eigenen Augen sah und mit Händen greifen konnte.

Sie war nicht verrückt!

Oder – vielleicht doch? Konnte es wirklich so etwas geben, daß ein Mensch einem anderen die Lebenskraft aussog wie ein Vampir das Blut seines Opfers?

Es war der Tonfall in Jeans Stimme, der sie veranlaßte, kurz stehenzubleiben und einen Blick zum Haus zurückzuwerfen.

Tatsächlich!

In der Nähe des Gatters, ganz hinten, sah sie zwei Menschen. Ihre Schwägerin und ihren Schwager.

Sie waren nicht tot!

Aber – sie waren alt und kraftlos und konnten sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten.

Und – Jean!

Amelie Dupont erbleichte, preßte die geballte Faust an den Mund und biß darauf, um nicht laut schreien zu müssen.

Jeans Lauf war bedeutend langsamer geworden. Er schleppte sich mit roboterhaften Bewegungen auf der staubigen Straße vorwärts.

Er streckt zitternd die Arme nach ihr aus.

»Amelie!« sagte er mit kraftloser Stimme. »Bleib’ doch stehen… hilf mir!«

Sie starrte in sein runzliger werdendes Gesicht. Es wurde braun, pergamentartig, die Haut spannte sich dünn über die Knochen, die Wangen fielen ein, die Augen glühten wie Kohlen…

Jean Dumont, einundvierzig Jahre alt, wurde zusehends zu einem Greis.

Er röchelte, taumelte wie ein Betrunkener und sah in der Kleidung, die ihm um die Glieder schlotterte, einer wandelnden Leiche ähnlicher als einem lebenden Menschen.

Amelie Dupont stöhnte. Erschrecken spiegelte sich in ihren glanzlosen Augen.

Ein Zombie!

Ihre Leidenschaft waren Illustrierte und Sensationsmagazine, die Jean ihr mal in der Woche aus Silfiac mitbrachte, wenn er dorthin fuhr, um die landwirtschaftlichen Produkte an einen Großhändler zu verkaufen, mit dem er einen Abnahmevertrag geschlossen hatte.

Sensationsmeldungen aus aller Welt - das war Amelie Duponts Leidenschaft. Und so hatte sie von Dingen erfahren, die normalerweise in ihrer kleinen überschaubaren Welt keinen Platz hatten.

In fernen Ländern – zum Beispiel auf Haiti – war der Zombie-Glaube weit verbreitet. Menschen, die als lebende Leiche wandelten, fielen andere an, um sie zu dem zu machen, das sie selbst waren.

Manchmal, so hatte sie schon gelesen, verschwanden Touristen, die sich allzu neugierig für diese Dinge interessiert hatten. Man hörte nie wieder von ihnen. Kein Mensch erfuhr je, was aus ihnen geworden war…

Jean war einem lebenden Toten begegnet und hatte die Seuche ins Haus geschleppt.

Nun brannte in ihm die Gier nach dem verlorenen Leben. Amelie war noch voller Energie. Er spürte sie, wollte sie sich holen – wie er sie aus den Körpern seiner Schwester und seines Bruders geholt hatte.

Jean war als alter Mann vom Feld zurückgekommen.

Dort mußte sich die grauenhafte Begegnung abgespielt haben.

Er war als lebende Leiche ins Haus zurückgekehrt und hatte dort die Menschen angefallen, die völlig ahnungslos waren. Er saugte die Kraft in sich ein und wurde kurzfristig wieder zu den Mann, der er wirklich war. Und verlor die Lebenskraft dann wieder.

Wie das zusammenhing, begriff sie nicht. Aber der Vorgang als solcher war ihr durch eigenes Erleben drastisch vor Augen geführt worden.

Sie sah im Hintergrund die wankenden Gestalten, nur etwa zwanzig Meter von sich entfernt ihren vergreisten Mann, der ihr den Tod bringen wollte.

Da lief sie weiter.

Sie bekam Seitenstechen, die Luft wurde ihr knapp, und sie merkte, daß sie langsamer wurde.

Blobb-Blobb, der anfangs auf einem Baum hockte und nun einige Meter über der Taumelnden schwebte, konnte sich auf das alles noch keinen Reim machen. Er kannte den Hintergrund nicht…

So beobachtete er weiter.

Die Frau lief schließlich nicht mehr, sondern wankte nur noch vorwärts. Ihr Kräfte ließen nach.

Der alte Mann hinter ihr war ebenfalls sehr schwach, aber seine Schwäche blieb konstant und nahm nicht zu.

So war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Frau zusammenbrach und dem Verfolger in die Hände fiel.

Blobb-Blobb glitt auf den nächsten Baum zu.

Der kleine Bursche von Marlos war darauf eingerichtet, der Frau zu Hilfe zu eilen, wenn ihre Situation sich drastisch verschlechtern sollte.

Aber ihre Lage schien sich sogar zu verbessern.

In der Abenddämmerung, die sich über das einsame Land der Bretagne senkte, waren die Abblendlichter eines Fahrzeuges zu sehen, das nur wenige hundert Meter von Amelie Dupont entfernt am linken Straßenrand parkte.

Die Bäuerin schöpfte neue Hoffnung.

Hilfe war näher, als sie in ihren kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte.

Es kam selten vor, daß sich ein Autofahrer in diese gottverlassene Gegend verirrte.

Aber heute abend war es der Fall. Und das war ihre Chance.

Sie streckte die Hände aus, lief mitten auf der Straße und taumelte mit bleischweren Gliedern Schritt für Schritt weiter.

Blobb-Blobb merkte die Veränderung, die von Amelie Dupont ausging, beinahe körperlich. Er spürte auch noch etwas anderes.

Die Bewegung in der Luft.

Das waren nicht allein der Wind und der aufsteigende Nebel.

Verwirrt richtete er seinen Blick nach oben.

Nebelschwaden wehten zwischen den Ästen heran und senkten sich auf ihn nieder. Lange, schmale Streifen, die aussahen wie Hände…

So, als wollten sie nach ihm greifen.

Es war der erste intensive Nebel, den Blobb-Blobb erlebte, und seine Neugier war einen Moment größer als sein Mißtrauen.

Das wurde ihm zum Verhängnis.

Der Nebel legte sich über ihn und hüllte ihn ein. Was eben noch ohne Form gewesen war, erhielt nun eine.

Ein winziger, weißlicher Würfel entstand. Aus einer diffusen Materie wurde fester Stoff.

Blobb-Blobb merkte zu spät, was geschah.

Der weißliche, durchsichtige Würfel umgab ihn von allen Seiten.

Er konnte ihn nicht durchdringen, seinen Beobachtungsplatz auf dem Baum nicht verlassen.

Er war von allen Seiten umgeben. Was aber das schlimmste war: der Würfel engte ihn so ein, daß Blobb-Blobb nicht mal mehr seine Para-Fühler ausfahren konnte.

Er schien in einen winzigen Eiswürfel eingefroren zu sein, hockte zusammengekauert in seinem engen Gefängnis und war zum Zuschauen verdammt…

Der Nebel war nur die Erscheinungsform, die immer mehr Umfang annahm.

Die Lebensenergie aus den bisher in den Bann des Bösen geratenen Körpern schwang darin mit und wurde aufgenommen und zu seinem Teil der dämonischen Atmosphäre, die sich hier aufbaute.

Der Luftgeist, der über allem schwebte, war die eigentliche Kraft,

die die Kontrolle über alles hatte, und die gestärkt werden mußte.

Von der unsichtbaren Kraft, die sich hier in dieser abgeschiedenen Gegend aufbaute, aber ahnte Amelie Dupont noch nichts.

Ihre Gedanken und ihre Aufmerksamkeit galten dem vermeintlich wandelnden Toten, der ihr auf den Fersen war.

»Helfen Sie mir… bitte…«, sagte sie erschöpft und außer Atem, als sie noch zwei Schritte von dem parkenden Fahrzeug entfernt stand.

Sie erreichte den Wagen, einen dunkelblauen Peugeot, und warf einen Blick hinein.

Es saß niemand darin.

Da hob sie den Kopf.

Vielleicht war der Fahrer hinter die Büsche verschwunden.

Sie blickte die dämmrige Straße entlang und ahnte die Silhouette des veränderten Verfolgers mehr als sie sie sah.

»Kommen Sie! Schnell!« rief sie Richtung Feld, das von Büschen und einigen Bäumen zur Straße hin flankiert wurde. »Ihr Leben steht auf dem Spiel, ein Mörder ist unterwegs…« Das klang geschwollen, aber sie wußte im Moment selbst nicht, wie sie ihre Worte anders wählen sollte. Und den Fahrer des Peugeot mußte sie aufschrecken, gleich, was er von ihr denken sollte…

Da kam auch jemand.

»Gott sei Dank«, stieß sie hervor. »Schnell…«

Es waren zwei jugendlich gekleidete Frauen. Die eine trug ein lose fallendes Kleid mit kurzen Ärmeln, die andere Blue jeans und eine tiefausgeschnittene Wickelbluse.

Zwei junge Mädchen…

Nein!

Erst in dem Moment, als sie sich auf gleicher Höhe mit ihr befanden, sah sie, daß Kleidung und Aussehen nicht zusammenpaßten!

Zwei alte Frauen, die wie junge Mädchen gekleidet waren, fielen sie an…

Amelie Dupont wurde festgehalten und hatte keine Kraft mehr, sich richtig zu wehren, obwohl sie es versuchte.

Sie merkte, daß etwas mit ihr geschah.

Die Schwäche nahm zu, sie fühlte sich seltsam schwerelos, müde und abwesend.

Sie nahm ihre Umgebung nur noch verschwommen wahr.

Von den schattigen Bäumen am Straßenrand löste sich eine weitere Gestalt, ein Mann. Er war alt und kraftlos. Er war der Fahrer, der den beiden Anhalterinnen – Francoise Dillon und Marie Amber – in die Falle gegangen war.

Amelie Dupont stöhnte verhalten.

Eine vierte Person kam hinzu, aber da war sie schon so schwach,

daß Jean Dupont sie nicht auch noch anzapfte.

Amelie Duponts Lebenskraft ging über in die Körper der beiden Frauen. Einige Sekunden nahmen sie wieder ein frisches, jungmädchenhaftes Aussehen an, die typischen Merkmale, an denen Francoise Dillon und Marie Amber zu erkennen waren.

Die Kleider paßten zu den jungen Studentinnen.

Aber Sekunden später waren sie wieder uralt und schwach, denn die Lebensenergie, die sie aufnahmen, gaben sie wieder ab – an den Dämon, der riesig und formlos in der Luft schwebte und ein Teil der Luft und des Nebels war.

Was durch einen Spalt aus einem jenseitigen Reich in diese Welt gekommen war, entwickelte sich mehr und mehr.

Die Kraft des Dämons, der gerufen worden war, wuchs mit jedem neuen Opfer.

Aber all dies war erst das Vorspiel zu Grauenhafterem…

Sekundenlang war Amelie Dupont wie betäubt. Dann wankte sie um das Fahrzeug herum und hatte nicht mehr das Bedürfnis, davonzulaufen. Sie gehörte mit zu denen, die den Wunsch nach Leben in sich trugen.

Sie erkannte ebensowenig wie die anderen ihr Sklavendasein. Sie war nur noch eine Marionette, erfüllt von der Gier nach Leben, das sie nicht behalten konnte, sondern weitergeben mußte.

Der Dämon Rha-Ta-N'mys wartete darauf, denn nur wenn das Feld vorbereitet war, würde es auch Frucht tragen.

Der Fahrer, der von den beiden Frauen angehalten und in die Todesfalle gelockt worden war, setzte sich ans Steuer.

Die anderen Veränderten nahmen in dem Peugeot Platz.

Dann fuhr der Wagen an und rollte auf der schlecht geteerten Straße Richtung Hügel.

Blobb-Blobb konnte alles sehen. Er zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen.

Er war als einziger Zeuge der unheimlichen Vorgänge geworden.

Dieser Ort war noch immer ein Dämonenstützpunkt.

Es gingen hier Dinge vor, von denen man auf Marlos unbedingt erfahren mußte.

Aber er konnte die Botschaft nicht überbringen…

Er war so sehr zusammengepreßt, daß ihm sämtliche Glieder und Knochen wehtaten. Er war außerstande, in dem engen Gefängnis einen seiner Fühler auszufahren. Wäre ihm das gelungen, hätte alles andere auch funktioniert. Es wäre ihm dann ein Leichtes gewesen, sein ungewöhnliches Gefängnis platzen zu lassen wie eine Seifenblase.

Wie ein winziger Gnom kauerte er in dem Würfel und mußte hilflos mitansehen, wie der Wagen in der Dunkelheit hinter dem Hügel verschwand.

Der Hügel und der Turm standen im Mittelpunkt von Ereignissen, die er nur in Umrissen erkannte.

Warum folgte ihm niemand aus Marlos?

Er kannte die Wirkung des Geistspiegels und wußte, daß diese Möglichkeit gegeben und leicht durchführbar war.

Und als dieser Gedanke entstand, kam die Sorge hinzu.

Vielleicht hatte man schon längst die Suche nach ihm aufgenommen – und war gescheitert.

Durch die gleiche Macht möglicherweise, die Lebensenergie aufnahm, Menschen blitzschnell altern und zu nach Leben gierenden Zombies werden ließ.

Der Turm war der Schlüssel. Dort war der Schnittpunkt, in dem die Linien des Diesseits und des Jenseits zusammenliefen.

Die eigenartige Färbung des Himmels in dieser Region verhieß nichts Gutes.

Dem Nebel haftete etwas an, was normalerweise nicht unbedingt mit ihm in direktem Zusammenhang gebracht werden mußte.

Grauen, Tod und Vernichtung…

*

Die steinerne, schimmernde Ebene vor den Kristallfelsen war ein idealer Landeplatz für die Fliegende Stadt.

Selbst wenn es ihnen jetzt noch gelang, in die Nähe der Ausläufer der Kristallfelsen zu kommen, war ihre Rettung nicht gewährleistet.

Sollte ein Wahnsinniger wirklich die Absicht haben, sie mit der Plattform zu zermalmen, dann würde ihn nichts mehr daran hindern können. Unter dem Gewicht des fliegenden Giganten würden mit Sicherheit auch die Randfelsen zerbrechen wie Glas.

Schutz würde es nur innerhalb der Kristallfelsen selbst geben. Und dieses Gebiet hatten sie aufgrund der Suche nach der verschwundenen Stadt verlassen.

Es mußte alles blitzschnell gehen. Sie durften keine unnötige Sekunde verstreichen lassen.

»Hierher!« Hellmarks Ruf hallte durch die Ebene.

Normale Flucht hatte keinen Sinn.

»Faßt euch bei den Händen!«

Sie rannten aufeinander zu.

Im nächsten Moment erschien eine weitere Gestalt unter ihnen.

Macabros!

Björn löste seinen Zweitkörper in der Lichtstadt auf, um den einzig möglichen Rettungsversuch in die Tat umzusetzen.

Wenn alle einander an den Händen faßten und Macabros unter ihnen war, konnte er sie im selben Augenblick an einen sicheren Ort

teleportieren.

Rani war am weitesten entfernt.

Er hatte sich vorgewagt und rannte wie von Furien gehetzt über die Ebene.

Auch Arson war weiter abseits und bemühte sich, den Abstand zwischen sich und denen, die sich bereits an Händen hielten, zu verringern.

Da stolperte Rani.

Der Inder schlug die Länge nach hin.

Hellmark spurtete los, dem Freund entgegen, der so unglücklich gefallen war, daß er nicht gleich wieder auf die Beine kam.

Macabros verschwand mit den anderen.

Danielle de Barteaulieé, Carminia Brado und Arson der noch die Fingerspitzen der Brasilianerin ergreifen konnte, kippte dabei durch den eigenen Schwung nach vorn.

Die am meisten gefährdet schienen, kamen im nächsten Moment aus der Todeszone.

Macabros tauchte wieder auf.

Direkt zwischen Björn und Rani, faßte beide an den Händen und wollte schon ›springen‹ und sich an einen sicheren Ort jenseits der Kristallfelsen versetzen, als er innehielt.

Die Plattform über ihnen bewegte sich nicht mehr…

Sie stand still!

Der Riese schwebte auf einem schmalen Feuerteppich über ihnen, bedeckte die Sicht auf die Kristallfelsen und vor allem den Himmel.

Dieses Zögern hätte ausgereicht, den fliegenden Koloß auf sie herabfallen zu lasen.

Doch im letzten Augenblick hatte derjenige, der diesen Eindruck mit seinem Flugmanöver hervorgerufen hatte, es sich vermutlich anders überlegt.

»Shaloona scheint einen makabren Sinn für Humor zu haben«, konnte der Inder sich die Bemerkung nicht verkneifen.

Macabros ging dennoch auf Nummer Sicher.

Er versetzte die beiden Männer gedankenschnell so weit zurück, daß sie nicht mehr unter der riesigen Plattform weilten.

Wer immer die Stadt kontrollierte, schien die Flucht genau beobachtet zu haben.

Gigantopolis setzte auf.

Die Stadt mit den tausend Türmen und gebäudeverbindenden Brücken hatte sich beim Landen so gedreht, daß das riesige Hauptportal genau in ihrer Blickrichtig lag.

Es schwang auf.

»Erst der Schrecken – jetzt die Einladung«, knurrte Rani.

Zwischen Björn Hellmarks Augen war eine steile Falte entstanden.

»Da stimmt etwas nicht, Rani«, murmelte er ernst. Mit seinen Blicken ergründete er die vor ihnen sich erstreckende Straße, die zum Haupttor mündete.

Die Stadt machte einen verlassenen Eindruck.

Rani und Björn umklammerten ihre Schwerter und liefen bis zur Torgrenze vor, um zu sehen, was sich ereignete.

Es blieb alles still.

»Da ist etwas passiert. Und jemand will, daß wir kommen… Aber so einfach machen wir es dem- oder denjenigen nicht.«

Der Herr von Marlos holte mit seinem Zweitkörper die Geretteten aus den Bergen zurück, in die er sie gebracht hatte.

Er hielt respektablen Abstand zu der gelandeten Stadt, um vor eventuellen Überraschungen gefeit zu sein.

Er wollte kein unnötiges Risiko eingehen.

So überschritt Macabros die Schwelle zu der Stadt, die sich so befremdet verhielt.

Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ in der Hand ging er die Straße entlang zum Palast Shaloonas.

Dann versetzte er sich mitten hinein…

*

»Warum schlingst du dein Essen so hinunter?«

Der dunkelhaarige Freund ihr gegenüber schüttelte den Kopf.

»Ich esse wie immer«, antwortete Nicole Sengor.

»Eben nicht. Du bist nervös, gereizt… Ich habe gedacht, daß die Fahrt hierher in die Bretagne dich von den Erlebnissen in Paris ablenken würde. Aber ich muß feststellen: je weiter wir uns entfernen, desto unruhiger wirst du.«

»Das täuscht.«

Die hübsche Sekretärin warf den Kopf zurück und schob den Teller von sich. »Ich habe keinen Hunger«, fuhr sie dann fort. »Laß’ uns weiterfahren.«

»Also doch ruhelos. Merkst du das denn nicht?«

Sie antwortete nicht gleich und zündete sich eine Zigarette an. »Ja, doch«, murmelte sie dann widerwillig. »Du hast recht… Es zieht mich einfach weg von hier.«

»Warum?«

»Ich… weiß es nicht…«

»Wir haben viel Zeit. Noch ein paar Kilometer, dann sind wir in Silfiac. Und da wollen wir erst mal bleiben. Dort nehmen wir uns ein Hotel und verbringen die Nacht.«

»Ja, gut«, nickte sie.

Das Gasthaus, in dem sie das Abendessen einnahmen, lag unweit

der Tankstelle, an der André seine schwere Harley-Davidson aufgetankt hatte, die sein ganzer Stolz war und mit der er jedem Rennwagen Konkurrenz machte. Die Fahrt von Paris über die Autobahn nach Le Mans war er ohne Unterbrechung gefahren. Von Rennes aus kurvte er quer durchs Land.

Immer war es Nicole gewesen, die ihm die Angaben vermittelt hatte. Da sie von vornherein kein genaues Reiseziel vor Augen hatten, war diese Fahrt ins Blaue für beide eine wirkliche Überraschung.

Nur – Nicole schien genau zu wissen, wohin sie wollte, obwohl sie es abstritt. Auch jetzt wieder, als er die Maschine zur Weiterfahrt startbereit machte.

»Du willst an einen ganz bestimmten Ort, nicht wahr, cherie?«

»Nein. Ich will weiterfahren, das ist alles. Ich will weg von den großen Städten…«

»Das sind wir bereits. Ich habe dich im Verdacht, daß du längst telefonisch irgendwo ein Zimmer bestellt hast und zur Eile drängst, weil du mit irgendeiner Überraschung aufwartest. Stimmt's?«

»Völlig verkehrt.«

André zuckte die Achseln, schwang sich auf die Maschine und fuhr los.

Der lichtstarke Scheinwerfer riß die Straße in ihrer gesamten Breite aus dem Dunkeln, das immer mehr zunahm.

Nicole Sengor saß mit angespannten Sinnen auf dem Sozius und machte sich keine Gedanken über ihr Verhalten.

Sie regierte einfach. Sie erfüllte einen Befehl, der tief in ihrem Innern wirksam geworden war, von dem sie selbst nicht wußte, wie er zustande gekommen war.

Streckenweise begegnete ihnen auf der Weiterfahrt kein anderes Fahrzeug.

Nicole Sengor klammerte sich an André und legte ihren behelmten Kopf an seinen Rücken. Es schien, als würde sie während der Fahrt schlafen.

Aber sie war hellwach.

Sie waren erst wenige Minuten von dem Lokal entfernt, in dem sie gegessen hatten, als sie André mit einer Geste zu verstehen gab, an der nächsten Kreuzung rechts abzufahren.

Er glaubte, sie nicht richtig verstanden zu haben hielt deshalb und klappte seinen Helm nach hinten.

»Nach Silfiac geht's geradeaus weiter«, sagte er.

»Ich will nicht nach Silfiac.«

»Also doch ein Geheimnis!« Er grinste. »Hast du dir ein Liebeshotel ausgesucht?«

Sie antwortete nicht.

Fünfzig Meter weiter folgte die Kreuzung.

Spätestens hier war André Murois überzeugt davon, daß Nicole ein undurchsichtiges Spiel mit ihm trieb.

Sie hatte vorher überhaupt nicht wissen können, daß es da vorn eine Kreuzung gab! Nicoles Ausführungen nach zu urteilen, war sie nie vorher hier gewesen…

Das Verhalten seiner Freundin schien André immer mysteriöser.

Ein schmaler holpriger Weg führte zwischen Büschen und niedrig stehenden Bäumen zu einem Hügel.

Unterhalb des Hügels hielt der Fahrer.

»Wo sind wir hier, Nicole?« wollte er wissen, und blickte sich im Licht des Scheinwerfers um.

»Ich weiß es nicht, André.«

»Aber du hast mich doch hierher gelotst, dann mußt du dir auch etwas dabei gedacht haben.«

Sie zuckte die Achseln, nahm den Helm ab und zog dann den Reißverschluß ihre Motorradkombination herab.

Er sah sie entgeistert an.

»Willst du dich hier häuslich niederlassen?« fragte er verwirrt.

»Vielleicht. Hier muß doch etwas sein, wo wir heute nacht bleiben können…«

»Ich habe nirgends ein Schild gesehen, das einen Hinweis auf ein Hotel oder ein Gasthaus gab…«

»Ich wollte hierher«, sagte sie wie geistesabwesend, ohne auf seine Bemerkung einzugehen. »Wir sind richtig… ich fühle es.«

Auch er fühlte etwas, aber es war ihm unangenehm.

André Murois kannte sonst keine Furcht. Aber plötzlich hatte er sie. Instinktiv wurde ihm bewußt, daß mit dieser abgelegenen Stelle etwas nicht stimmte.

Der Nebel wob geheimnisvolle Gebilde zwischen den Gräsern und den schwarzen Stämmen alter Bäume, die auf halber Höhe vereinzelt standen.

Die Luft hatte eine eigenartige Färbung. Sie war eher dunkelgrau, nicht schwarz. Und das kam nicht allein von dem Nebel, der milchig um ihre Füße wogte.

Etwas Unheimliches, Bedrohliches lag in der Luft.

»Fahren wir«, bestimmte André Murois und machte Anstalten, die Maschine herumzuziehen.

Da begann der Motor zu stottern und erstarb schließlich.

Murois machte einen Startversuch nach dem anderen.

Das Motorrad sprang nicht wieder an.

»Verdammt«, fluchte er, »was ist denn jetzt los?«

Er stellte die Maschine gegen einen Baum und überprüfte als erstes die Benzinzufuhr, dann die Zündkerzen.

»Alles in Ordnung. Ich kann mir keinen Reim darauf machen«,

sagte er leise und erwartete, daß Nicole eine Bemerkung fallen ließ.

Als ein Wort über ihre Lippen kam, wandte er den Kopf.

»Nicole?« fragte er verwundert und starrte in die Düsternis.

Von der Begleiterin weit und breit keine Spur…

*

»Nun mach' keinen Quatsch!« schimpfte er. »Für Versteckspiele jeder Art habe ich jetzt kein Verständnis… Komm' her! Ich muß die Maschine aufbocken und auseinanderlegen. Du mußt mir die Taschenlampe halten, da hab' ich's leichter.«

Keine Reaktion erfolgte.

Da rief er mehrere Male laut ihren Namen, entfernte sich von dem Motorrad und suchte seine Begleiterin in der bleigrauen Dämmerung.

Der holprige, steinige Untergrund führte leicht bergauf.

André Murois fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, aber er wollte es nicht' wahrhaben.

Das Gefühl, unablässig beobachtet zu werden, wich nicht.

Immer wieder wandte er den Blick und meinte, daß schattenhafte Silhouetten sich hinter den Büschen und dem Nebel bewegten.

Warum hatte Nicole ausgerechnet hierher in diese gottverlassene Gegend gewollt? Was hatte sie dazu veranlaßt?

Knirschende Schritte in der Düsternis vor ihm. Kleine Steine kamen ins Rollen.

»Nicole?!« Nur sie konnte es sein, die sich von ihm entfernte.

Sein Ruf verhallte.

In den letzten verwehenden Hauch mischte sich eine fremde, männliche Stimme, die sagte:

»Hallo, Nicole! Ich habe dich erwartet. Ich wußte, daß du kommen würdest… Komm' herein in meine bescheidene Behausung, in der ich dir auch einen Freund vorstellen möchte: Molochos…«

*

André Murois glaubte zu träumen.

Also doch…

Nicole wurde erwartet.

Aber in der Stimme, die sie begrüßt hatte, schwang ein Unterton mit, der nichts Gutes verhieß.

Der junge Mann aus Paris beschleunigte seinen Schritt.

Er bewegte sich in die Richtung, aus der er die Worte und Geräusche vernommen hatte.

Die schemenhaften Umrisse eines alten Sarazenenturmes!

Dort sollte jemand wohnen?

Die Bemerkung von der bescheidenen Behausung< war leicht übertrieben. Der Turm war ein Loch, menschenunwürdig als Unterkunft.

André konnte sich nicht vorstellen, daß hier in dieser Einsamkeit jemand wohnte, den Nicole kannte. Nie hatte sie etwas von einem Bekannten oder Verwandten erzählt.

Und nun dieser überraschende Besuch!

Murois ärgerte sich, daß er die Taschenlampe in der Motorradtasche zurückgelassen hatte.

Er hätte bei Licht mehr sehen können.

Irgendwo mußte die ›Haustür‹ sein, durch die Nicole gegangen war.

Aber er fand nur ein niedriges Loch in der morschen Mauer. Auf dem Boden grobe Steine, Mauerschutt und harte Erde, die mit Moos und Gras bedeckt war.

Er durchquerte die kleine Kammer und fand die Reste einer gewundenen Treppe, die nach oben führten und dahinter einen Mauerknick, hinter dem die ausgetretenen, schmalen und rohen Steine eine windschiefe, verwinkelte Treppe nach unten bildeten.

Von dort stieg der Geruch einer Pechfackel in seine Nase, und er nahm schwachen, flackernden Lichtschein wahr.

André Murois' Sinne waren zum Zerreißen gespannt, als er auf Zehenspitzen die Treppe nach unten ging und auf einen Mauervorsprung stieß, den er umrunden mußte.

Dahinter war der Feuerschein.

Er spiegelte sich auf der rauhen Wand wider, die ihm gegenüberlag.

Hier unten hauste wahrhaftig ein Mensch. Wie eine Ratte im Loch. Und Nicole kannte ihn… Er verstand die Welt nicht mehr.

Dann hörte er die fremde Männerstimme wieder.

»Hier unten, Nicole, beginnt eine andere, eine neue Welt… du bist meinem Ruf gefolgt und hast deshalb auch das Recht zu erfahren, was dich an meiner Seite erwartet…«

Als diese Worte gesprochen wurden, spähte Murois um die Ecke.

Im flackernden Fackelschein sah er den Sprecher.

André Murois glaubte zu träumen.

Der da sprach, war kein Mensch.

Er sah aus, als trüge er eine abstoßende afrikanische Dämonenmaske. Außerdem hatte er sich gerippte, lederartige Flügel auf den Rücken gebunden. Doch schon gleich mußte der heimliche Beobachter seine Meinung revidieren.

Das alles war keine Maskerade! Dies Geschöpf – sah wirklich so aus… Und er mußte an die Beschreibung denken, die Nicole Sengor von dem Monster gegeben hatte, das sie im Chefzimmer in. Paris sah

und das vermutlich ihre Kollegin Lucille tötete…

Murois’ Hände wurden feucht.

»Jeder von uns hat im Leben eine bestimmter Aufgabe, Nicole…«, fuhr das Monster fort. Seine Lippen bewegten sich und zeigten Murois, daß es keine Maske war, die der Sprecher übergestülpt hatte. Jeder Zoll an diesem Wesen war echt. »Ich habe meine schon lange vor dem gestrigen Tag gewußt. Aber es war mir unbekannt, wann der Ruf an mich ergehen würde. Ich bin ein Diener Rha-Ta-N’mys, der verehrungswürdigen Dämonengöttin, der künftigen Herrscherin der Erde. Sie hat mich und andere geschaffen, um ihre Pläne zu verwirklichen. Der Erde gilt schon seit Urzeiten ihr Interesse, denn hier stand einst ihre Wiege, ehe sie vertrieben wurde. Und es ist verständlich, daß sie die Heimat, aus der sie kam, zurückerobern möchte… Verständlich ist auch, daß sie die meisten von uns nicht in ihrer wahren Gestalt in die Welt der Menschen einbringen konnte. Um Freunde und Feinde kennenzulernen, ist es am besten, sich mit dem einen wie dem anderen zu verbünden, so zu sein, wie sie…

Aber nun ist eine besondere Situation entstanden. Rha-Ta-N’mys großer Statthalter und ›Lieblingsmensch‹ Molochos ist in Schwierigkeiten geraten. Turbulenzen im Gefüge der zeitlichen Abläufe sind entstanden. Molochos hoffte, sie aus eigener Kraft beseitigen zu können, was ihm jedoch leider nicht gelang, denn sein verhaßter Gegner Björn Hellmark, der sich die Vernichtung der bösen Geister und Dämonen aufs Panier geschrieben hat, entzog sich durch geschickte Manöver seiner Vernichtung.«

Als der Mann mit dem Monstergesicht, Philip Marais, dies sagte, entstand Bewegung im Dunkeln hinter ihm, das der Fackelschein nicht mehr erreichte.

Eine finster dreinblickende Gestalt im schwarzen Umhang trat vor.

Spitz wuchs der schwarze Haaransatz tief in die Stirn. Bleich und wächsern war das Antlitz, das Kälte und Verachtung ausstrahlte. Die tiefliegenden Augen glühten wie schwarze Kohlen.

André Murois schluckte und verhielt sich weiterhin still, um die Szene genau zu erfassen und zu begreifen, was hier vorging.

Es verwunderte ihn, daß Nicole dies alles so stillschweigend und offensichtlich ohne Angst über sich ergehen ließ.

Aber dann begriff er.

Die Unruhe zuvor, ihr Getriebensein, der Wunsch, hierher in die Bretagne zu fahren, genau an diesen Ort…, das alles war kein Zufall.

Hypnose!

Nicole Sengor stand ganz im Bann des Monstermannes, und die folgenden Worte aus seinem Mund waren der letzte schlüssige Beweis.

»Molochos hat viele Kämpfe hinter sich gebracht. Durch eine Manipulation mit der Zeit ist er noch geschwächt und benötigt Hilfe.

Unsere Hilfe! Deshalb hat Rha-Ta-N'my die Maske für mich fallen lassen. Doch nicht nur für mich. Für zahllose andere ist die Stunde der Wahrheit gekommen. Alle, die als Menschen getarnt unter Menschen leben, sollen hierher kommen und sich hier versammeln in diesem Dämonenstützpunkt.

Wir alle sind durch den Gegner, Björn Hellmark, gefährdet und bedroht. Wir müssen kampfbereit sein. Seit jeher war Angriff die beste Verteidigung. Und so warten wir nicht, bis er uns aufspürt und vernichtet, sondern wir bestimmen das Gesetz der Handlung.

Er kann uns als einziger demaskieren und vernichten, denn er ist im Besitz eines Kristalls, der ihm die wahren Gesichter seiner Feinde zeigt.

So warten wir nicht ab, bis er auftaucht, sondern bereiten alles vor, um ihn zu stürzen. Tausende werden in diesen Stunden ihre wahren Gesichter wiederfinden und ihre wahre Identität erkennen. Tausende werden vielfachen Tod verbreiten, denn die Kraft des Lebens ist seit jeher der Antrieb, um Geschöpfe wie mich und andere mit der notwendigen Energie zu versorgen.

Wenn viele Menschen in den nächsten Stunden sterben, wird dies Opfer von Rha-Ta-N'my freudig angenommen und dem Grundprinzip Rechnung getragen.

Alle, die sonst verloren sind, werden durch die Lebensenergie der Sterbenden in Sicherheit gebracht werden können.

Dieser Stützpunkt hier ist nur einer auf kurze Zeit, um alles einzuleiten.

Unsere neue Welt wird ein Teil der Insel Xantilon sein, genauer gesagt, der nördliche Bezirk, der vor einiger Zeit auftauchte und als unbekannte und unbenannte Insel im Weltmeer schwimmt.

Dieser Teil wird zum Stützpunkt Nummer Eins ausgebaut.«

Der Mann mit dem Monstergesicht unterbrach sich und legte eine Pause ein.

Mit keiner einzigen Frage hatte Nicole bisher die Ausführungen des anderen unterbrochen.

Der zweite Mann, der von Marais als ›Molochos‹ bezeichnet wurde und der angeblich aus der Vergangenheit der Erde zurückgekehrt sein sollte, dabei einen großen Teil seiner Kraft einbüßte, wandte sich nun an die dunkelhaarige Sekretärin aus Paris.

»Du wurdest schon lange auf diesen Tag vorbereitet, schönes Kind. Auf einen Tag, von dem Philip Marais selbst nicht wußte, wann er sein würde.

Er wußte überhaupt sehr wenig über sich. Lange Zeit glaubte er, Mensch zu sein… Dadurch wurde seine Tarnung perfekt, wie es glücklicherweise in den meisten Fällen ist. Schon früh allerdings merkte er, daß er eine besondere Vorliebe für geheimnisvolle Dinge,

Mysterien und okkulte und religiöse Phänomene entwickelte. Die Begegnung mit einem Stammes-Magier tief im Herzen Afrikas in jungen Jahren machte ihn mit einer Abschrift des ›Buches der Totenpriesterin‹ vertraut, von dem nur ein einziges Exemplar existiert, aber viele Abschriften in verschiedenen Sprachen.

Philip Marais erlebte in einem Wachtraum seine wahre Bestimmung, wußte von Stunde an, daß er Dämon war – und nicht Mensch. Aber er spielte seine Rolle meisterhaft weiter. Niemand durchschaute ihn…«

Philip Marais' Monstergesicht verzog sich zu widerwärtigem Grinsen. »Und das«, nahm er den Faden wieder auf und führte Molochos' Ausführungen fort, »versetzte mich in die Lage, sehr genau jene Person aufzusuchen, die mir mal zu Diensten sein würde. Das warst du, Nicole… In dieser Nacht wirst du die Hochzeit mit einem Dämon vollziehen, deshalb habe ich dich kommen lassen. Molochos, der Dämonenfürst, wird unser Trauzeuge sein. Und alle meine Freunde, die in nah und fern so sind wie ich, werden an unserem Fest teilnehmen. Die Kräfte des Lebens, die wir unserer! Opfern entnommen haben, werden sie auf kürzestem Weg hierher bringen, denn ohne Energie geht nichts. In vielen Städten und Orten werden in dieser Nacht Menschen verschwinden, die man nie wiedersehen wird, und die es doch gibt – in ihrer wahren Gestalt. Als Monster und Dämonen Rha-Ta-N'mys, die sie einst geschaffen hat. Alle, Nicole, wirst du heute nacht kennenlernen, und du wirst gleichzeitig sehen, wie die Kinder aussehen werden, die du ebenfalls in dieser Nacht gebären wirst, denn Zeugen und Gebären ist eins für einen Dämon.

Du wirst dabei den Tod finden, weil du eine Menschenfrau bist… Doch es gibt viele Menschenfrauen, die an deine Stelle treten werden, Nacht für Nacht wird es eine andere sein… und Rha-Ta-N'mys Reihen in dieser Nacht werden sich füllen – mit einem Geschlecht, wie sie es braucht, um der Bedrohung durch Hellmark Herr zu werden.

Diese Nacht wird Geschichte machen, denn der Amoklauf derer, die sich erkannt fühlen, wird sich nicht mehr aufhalten lassen…«

André Murois bekam jedes einzelne Wort mit.

Er begriff die Welt nicht mehr und meinte, einen schrecklichen Alptraum zu träumen, aus dem er jedoch nicht erwachte, so sehr er sich auch bemühte.

Im Gegenteil! Er ging weiter…

Molochos, der geschwächte Dämonenfürst, der seine Macht und seinen Einfluß wieder festigen wollte, nahm aus seinem Gewand ein Messer, dessen Schneide im flackernden Licht der Fackel bedrohlich blinkte.

»Gib' mir deine linke Hand«, forderte er Nicole Sengor auf. Sie gehorchte ohne Widerstand. »Ich werde mit einem Schnitt die Kuppe

deines Mittelfingers öffnen. Das gleiche tue ich mit seinem Finger…« Molochos deutete auf Marais. »Euer Blut wird in einem Gefäß aufgefangen und jeder von euch wird einen Schluck nehmen, um die Verbindung zwischen Mensch und Dämon zu besiegeln…«

Philip Marais hielt das Glas in der Hand.

Spätestens jetzt, als Molochos die Spitze des Messers auf Nicoles Fingerkuppe setzte, mußte die Frau merken, was hier gespielt wurde.

Aber sie war wie betäubt – ein ahnungsloses Schlachtopfer!

»Neeeiiinnn!« André Murois sprang hinter dem Versteck hervor und warf sich dem Mädchen, das er liebte, entgegen.

*

Er lauschte auf jedes Geräusch und achtete auf jede Veränderung, die ihm auffiel.

Aber das einzige an Geräuschen verursachte er selbst durch seine Schritte, und die einzige Veränderung, die er wahrnahm, war die Tatsache, daß ringsum kein Leben mehr herrschte.

Gassen, Straßen und Plätze waren verlassen.

Macabros sah in die Häuser.

Niemand drin…

Auf kürzestem Weg suchte er den Palast auf, das zentrale Gebäude der Fliegenden Stadt Gigantopolis und deren wahres Nervensystem.

Nur vom Palast aus konnte die Stadt gesteuert worden sein.

Der letzte, der außer Björn Hellmark dazu imstande gewesen war, war Shaloona, der Herrscher der Soomans.

Die breiten, einladenden Stufen… die Fassade, die zahllosen Fenster und Türme des Herrscherpalastes… alles blinkte wie poliert.

Macabros warf aus halber Höhe einen Blick in den Palastgarten… alles blühte und gedieh… das war vor einiger Zeit nicht der Fall gewesen. Wo Dämonen residierten, verkümmerte das Leben, tierisches, pflanzliches, menschliches…

Die riesige Tür zum Saal schwang lautlos auf.

Macabros' Blick fiel auf den Thron, der zwischen Säulen stand, die wie Rankengewächse gearbeitet waren, in denen goldene Blumen prangten.

Der Thronsaal war leer. Dort wo sonst viele Berater, Weise und Priester sich aufhielten, breitete sich gähnende Leere aus.

Nur der Thron selbst war besetzt.

Shaloona, der Herrscher, saß darauf.

*

Macabros ließ ihn nicht aus den Augen.

»Willkommen, mein Freund. Ein letztes Mal heiße ich dich willkommen«, sprach der in farbenprächtiger Tunika gekleidete Herrscher ihn an, noch ehe er zu Wort kam. »Du hättest nicht länger zögern dürfen, sonst wäre es zu spät gewesen.«

Shaloona merkte nicht, daß nicht Björn Hellmark, sondern Macabros gekommen war.

»Was hat das alles zu bedeuten, Shaloona?« Macabros Stimme klang verständlicherweise nicht sehr freundlich. »Wo sind die anderen? Warum diese seltsame Begrüßung? Weshalb wolltest du uns töten?«

»Töten? Ich euch töten?«

»Du hast die Stadt direkt auf uns gelenkt… um ein Haar wären wir zermalmt worden.«

»Ich habe die Stadt schnell zurückgeschickt«, widersprach Shaloona, »aber doch nicht, um euch zu töten… niemals hätte Gigantopolis, deren Herr du bist, euch unter sich begraben… vielleicht ist es dir in der verwirrenden Situation nur so vorgekommen.«

Es war etwas im Tonfall von Shaloonas Stimme, das ihn aufhorchen ließ.

Macabros rief sich den Zwischenfall ins Gedächtnis zurück und kam zu dem Schluß, daß Shaloona nicht ganz unrecht hatte. Sie waren alle durch das Verschwinden der Stadt nervös gewesen, und diese Nervosität war durch das unplanmäßige, unerwartete Auftauchen Gigantopolis' nur noch verstärkt worden. Aber in der Tat war es so gewesen, daß die Stadt innehielt, als Rani stürzte…

In der allgemeinen Aufregung und der Verwirrung hatten sie die Dinge möglicherweise doch nicht richtig beurteilt.

»Ich werde dir alles erklären… muß mich kurz fassen, denn meine Zeit hier läuft ab…«

Macabros fuhr zusammen.

»… dies alles klingt für dich sehr befremdend, das kann ich mir vorstellen«, fuhr Shaloona fort. »Aber du wirst verstehen, wenn du die Gründe kennst… Dir haben wir unsere Wiedergeburt zu verdanken, denn du hast einen anderen Willen nach Gigantopolis gebracht als jene, die die Stadt davor besaßen.

Durch dich ist einiges in Bewegung geraten. Auch unsere Absichten, die über lange Zeiträume hinweg quasi ›eingefroren‹ waren. Nun konnten wir sie in die Tat umsetzen, zu einem Zeitpunkt, als keine akute Gefahr drohte. Weder für euch noch für uns. Wir benötigten diesen ruhigen Fixpunkt, um uns – abzusetzen…«

»Um euch… abzusetzen?« echote Macabros.

»Gigantopolis, geschaffen aus dem Sternenkristall, war eine Zeitlang unsere Heimat. Dann kamen die Dämonen. Wir blieben im Amaltalgonn und warteten auf die Stunde der Befreiung. Aber in

dieser langen Zeit blieb unser Geist nicht untätig. Wir entwickelten uns - auch ohne unsere Körper noch benutzen zu können. Und wir entdeckten eine Welt im unendlichen Raum, die uns für Geist und Körper um unendlichen Raum, die uns für Geist und Körper alles bietet, was wir brauchen. Die Reisen mit Gigantopolis sind für uns Vergangenheit. Alles hat einen Anfang, einen Höhepunkt und ein Ende… So verläuft jede natürliche Entwicklung. Wir sind am Endziel angelangt. Auf einer Welt, die für immer die unsrige sein wird, und die wir in der Zeit unseres erzwungenen Aufenthaltes im Amaltalgonn mit unserem Geist neu geschaffen haben…

Gigantopolis ist frei. Die Stadt gehört dir. Sie ist mein Geschenk an den Mann, der unsere Fesseln durchschlug… Lebt wohl! Möge Gigantopolis dir und deinen Begleitern für alle Zeit Schutz bieten und Heimstatt sein auf deinen Reisen durch Zeit und Raum…«

Shaloonas Körper verblaßte.

Erst jetzt erkannte Macabros, daß der Herrscher der Soomans nur noch eine Projektion war.

»Shaloona, warte!«

»Meine Zeit läuft ab, ich habe Gigantopolis zurückgebracht, nun beginnt ein anderer Abschnitt meines Lebens…«

Er nickte, lächelte glücklich und hob die rechte Hand zum letzten Gruß.

Dann verschwand das geistige Bild, das er aus einer unbekannten und unvorstellbaren Ferne geschickt hatte.

Macabros lief auf den Thron zu und mußte erst verdauen, was er gehört hatte.

Ein ganzes Volk war ›ausgewandert‹. In eine unbekannte, ferne Welt.

Björn gab das Wissen, das er durch Macabros im gleichen Augenblick wie dieser empfangen hatte, an die Freunde weiter.

Jetzt gab es für sie keinen Grund mehr, nicht in die verlassene Stadt zu kommen.

Björn und seine Begleiter übertraten die Schwelle des Haupttores.

Hellmark löste Macabros auf und ließ ihn wieder dort materialisieren, wo er ihn zuvor aufgelöst hatte. In der mysteriösen, lichtüberfluteten Stadt ohne Namen…

Macabros setzte den Weg auf der endlos scheinenden Allee fort. Sein Ziel war Whiss und das legendäre ›Singende Fahsaals‹, das er bergen und in seinen Besitz bringen wollte.

Die Freunde waren von der eigenwilligen Art der Soomans betroffen, versuchten die fremdartige Mentalität jedoch zu verstehen.

Rani Mahay deutete auf den Thron. »Dir gehorcht die Stadt«, sagte er heiter. »Nun führe sie und uns sicher ans Ziel. Egal, wo dies auch liegen mag, Björn: wir folgen dir.«

Carminia Brado musterte den Mann, den sie liebte, von Kopf bis Fuß. »Du siehst aus, als ob du Magenschmerzen hättest«, kommentierte sie seinen Gesichtsausdruck.

»Erraten«, nickte Hellmark.

»Er muß erst mit der Macht fertig werden, die dieses großartige Geschenk ihm verleiht«, warf der Inder ein. »Herr einer unsichtbaren Insel zu sein, ist schon eine feine Sache, jetzt auch noch Herr einer Fliegenden Stadt, mit der man durch Raum und Zeit reisen kann… da werden Molochos und seine Schergen ganz schön mit den Zähnen knirschen.«

»Und wenn das ›Singende Fahsaals‹ noch hinzukommt, übernehmen wir auch noch Molochos' Ewigkeits-Gefängnis…«, sagte Arson, der Mann mit der Silberhaut, und sie jubelten, als hätten sie den Sieg bereits in der Tasche.

*

Macabros war das Bindeglied zu dem Sieg, den sie alle mit heißem Herzen anstrebten.

Seine Mission war es, schnell das ›Singende Fahsaals‹ – was immer dies auch sein mochte – zu finden.

Whiss war der Mittler. Er hatte es entdeckt. Nun galt es, die Allee zu Ende zu gehen.

Macabros' äußere Erscheinung veränderte sich.

Die Helligkeit umhüllte ihn wie ein Mantel. Er schien während seines Aufenthalts in der Lichtstadt jenseits einer Dimensionswand praktisch ein Teil dieses Lichts zu werden. Er entsann sich an das Aussehen von Whiss und an dessen ungewöhnliche Größe, die Helligkeit, die ihn umfloß…

Hier waren die Perspektiven anders. Der anders dimensionierte Raum wirkte sich auch die Entfernung aus, die er offensichtlich falsch eingeschätzt hatte.

Die Allee war bei weitem nicht so lang, wie sie vom anderen Ende her zu sein schien.

Sie mündete auf einen großen runden, lichtüberfluteten Platz.

Genau dort sah er etwas, das in der Mitte darüber schwebte, leicht und schwerelos seine Kreise zog oder in ständiger Bewegung war.

Whiss?

Er war hell, wie lichtdurchflutet und hatte etwa die Größe eines Fußballs.

»Hallo, Whiss…«, sagte Macabros leise und spürte eine angenehme, bisher unbekannte Schwingung, die offensichtlich von dieser Stelle hochkonzentrierten Lichts ausging.

»Ich hab's ja gewußt, daß du dich an der Nase herumführen läßt«,

sagte da eine fröhliche Stimme hinter ihm.

Macabros wandte den Kopf.

Vor seinem Gesicht – schwebte auch Whiss. Fast so, wie er ihn kannte.

Die Größe stimmte. Er war etwa so groß wie ein ausgewachsener Rabe.

Nur die Farbe stimmte nicht.

Diese Helligkeit. Es kam von dem Licht, das alles hier beherrschte, alles durchdrang.

»Aber wieso…«

Whiss ließ Macabros nicht ausreden. »Wieso ich zweimal zu sehen bin, möchtest du gern wissen, nicht wahr? Schon wieder vergessen, was ich vorhin sagte? Das kommt davon, wenn man zwei Dinge auf einmal tut! Was du vor dir in der Luft über dem leuchtenden Rund kreisen siehst, ist das ›Singende Fahsaals‹. Es nimmt das Aussehen desjenigen an, der es zuerst findest. Damit habe ich mir ein Denkmal gesetzt, toll, was?« fragte er mit vor Stolz geschwellter Brust.

»Das ist das ›Singende Fahsaals‹?« fragte Macabros.

»Das klingt gerade so, als würdest du es nicht glauben«, maulte Whiss. »Wahrscheinlich fällt es dir schwer, weil alles so schnell gegangen ist. Für dich schnell gegangen…«, fügte er einschränkend hinzu. »Ich habe eine harte Zeit hinter mit. Das kannst du mir glauben… Es wäre natürlich schön gewesen, wenn es dein Aussehen angenommen hätte, klar, versteh' ich doch… Aber du warst eben nicht der erste…«

»Und deshalb gebührt auch dir die Ehre, daß es aussieht wie du«, bekräftigte Macabros. »Das ist ganz richtig so. Ich habe bei der ganzen Geschichte nur einen Wunsch.«

»Und der wäre?« erkundigte sich Whiss mißtrauisch.

»Wenn es nur so aussieht, ist alles halb so schlimm. Kritisch wird's erst, wenn das ›Singende Fahsaals‹ genauso ein loses Mundwerk hat wie du…«

»Es hat überhaupt kein Mundwerk«, entgegnete der so lange verschollene kleine Kerl. »Und doch singt es wunderschön…«

»Wie das ohne möglich sein soll, mußt du mir erst noch plausibel machen…«

»Geh' zwei Schritte näher ran…«

Er tat es.

Nichts geschah.

»Und nun faß' es an…«

Er streckte die Hände nach dem in Augenhöhe kreisenden leuchtenden ›Whiss‹ aus, der ihn gar nicht beachtete.

Als er das Lichtfeld berührte, begann es.

Die Schwingung ging in seinen Körper, passierte ihn und erfüllte

alles um ihn herum. Die Lichtwelt ringsum schien sich in unendliche Weite auszudehnen…

Er hörte den Gesang.

Was er vernahm, war so einmalig und unbeschreiblich, daß er nicht anders konnte, als sich in Shaloonas Palast zu versetzen, wo die anderen warteten. Und er brachte nicht nur wie versprochen das ›Singende Fahsaals‹ mit, sondern auch Whiss…

Das Licht erfüllte alle ringsum, strahlte und durchflutete sie. Und sie alle spürten die Aura.

Das war es, was das ›Singende Fahsaals‹ ausmachte: eine Aura des Glücks, des Friedens und der Harmonie.

Der Gesang, den sie alle vernahmen, war von solch sphärenhafter Klarheit und Reinheit, daß sie erschauerten.

Welch eine Schönheit!

So mußte die Stimmung im Paradies gewesen sein, am Morgen der Menschheit, ehe das Böse in die Welt kam.

Sie waren ergriffen. Das konnte die Stimmung eines Menschen sein, der mit sich, der Schöpfung und dem Universum im Einklang lebte.

Da blieb kein Wunsch mehr offen.

Auch Björn Hellmark mußte sich losreißen aus dieser Klarheit, die ihn im Innersten traf.

»Nicht für uns ist es geschaffen und hat es sich entwickelt… Eine Welt des Bösen soll es vereinnahmen, verändern… und wir hatten uns für das Ewigkeits-Gefängnis Molochos' entschieden. Wie groß die Wirkung sein wird, werden wir nun sehr schnell erfahren.«

Sie besaßen das ›Singende Fahsaals‹, von dem ganze Völker in Ehrfurcht berichteten, und mußten sich – wie die Lage es ihnen gebot - umgehend wieder von ihnen trennen.

Macabros sollte in das Ewigkeits-Gefängnis des Dämonenfürsten gehen und das ›Singende Fahsaals‹ dort deponieren.

Als der Name Molochos fiel, war es wie ein Reizwort, das Hellmark veranlaßte, einen Blick in den Traumkristall zu werfen, den er seit dem Verlassen des Dschungeldorfes bei sich hatte.

Darin hatte er den mächtigen Statthalter, der Finsternis zuletzt gesehen, und er wußte, daß er sich nun wieder in der Eigenzeit Hellmarks aufhielt und nicht mehr in der Vergangenheit Xantilons.

Der Kristall zeigte ihm beide: den Monstermann, von dem er wußte, daß er mit zivilem Namen Philip Marais heißt, und den Dämonenfürsten…

»Frankreich… Bretagne… ein alter Sarazenenturm«, murmelte er und empfing durch den Kristall Hinweise, von denen er normalerweise nichts wissen konnte. Die Bewußtseinserweiterung im Traumkosmos der Götter zeitigte Folgen.

Ob die Hinweise aus dem Traumkristall zeitlich begrenzt waren oder immer Gültigkeit hatten, wußte er nicht. Darüber machte er sich auch noch keine Gedanken.

Im Moment jedenfalls hatte er damit eine weitere wirksame Waffe zur Bekämpfung seiner dämonischen Gegner in der Hand und konnte mit ihr die Feinde der Menschen aufspüren.

Was er in diesem Augenblick über diese Feinde erfuhr, machte ihm bewußt, daß er sich anders entscheiden mußte…

*

Er setzte alles auf eine Karte und dachte keine Sekunde an die tödliche Gefahr, in die er sich durch sein Verhalten begab.

»Nicole!« Der Name gellte über seine Lippen. Durch den Ruf und sein Handeln wollte er Nicole Sengor aus ihrer Trance wecken.

Er ließ sich auf keine große Auseinandersetzung ein. Er mußte nur einfach die Chance und das Überraschungsmoment nutzen.

Er riß Nicole zurück, ehe die Messerspitze herabstach.

Instinktiv schlug er mit dem linken Arm nach vorn, dem Mann im schwarzen Umhang mitten ins Gesicht, daß dieser zurücktaumelte.

Der monstergesichtige Philip Marais wurde durch den Angriff ebenso überrascht.

André Murois riß Nicole die schmale, ausgetretene Treppe mit hoch. Die Sekretärin ließ alles mit sich geschehen, als hätte sie keinen Willen mehr.

Murois jagte durch die Kammer.

Nicole stolperte. Er ließ sie nicht los und zog sie über den rauhen Boden hinweg, daß ihre Knie aufschürften.

Er konnte keine Rücksicht nehmen auf Schmerzen und Verletzungen. Hier ging es um mehr. Um ihr beider Leben…

Er erreichte das Mauerloch und wunderte sich noch, daß weder der Monstergesichtige noch der im schwarzen Umhang die Verfolgung aufnahmen.

Murois riß Nicole mit und rannte Richtung Motorrad.

Er konnte es schaffen.

Nichts wie weg von diesem Ort des Grauens, wo er Dinge vernommen hatte, die jenseits seines Begriffsvermögens lagen…

Aber das Grauen kam erst noch.

Der Alptraum strebte einem unvorstellbaren Höhepunkt zu…, denn – die Amokläufer kamen!

*

Er begann an seinem Verstand zu zweifeln.

In der Luft entstand eine heftige Bewegung.

Der Nebel verdichtete sich und formierte sich zu dicken, bleichen Strängen, die sich schlangengleich und unvorstellbar riesig durch die Luft wanden.

Die Atmosphäre, die sie umgab, war wie elektrisch geladen, unheilschwanger und bekam eine Weite, so daß André Murois das Gefühl hatte, von einer eisgrauen Unendlichkeit umgeben zu sein.

Gigantische Arme wanden sich vom Himmel herab, bleiche Riesenhände trugen monsterhafte Geschöpfe, wie sie selbst einem Maler des Phantastischen sicher nicht leicht einfielen.

Die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben.

Die Ungeheuer, Dämonen, Monster und Höllengeschöpfe, von denen der monstergesichtige Philip Marais gesprochen hatte, kamen!

Grauenhafte Wesen, deren Anblick schon Erschrecken auslöste und lähmte.

Doch nicht genug damit.

Die monströsen Biester waren zum Teil bewaffnet und wurden von den riesigen Geisterhänden in der Luft mit dem Mordgerät ausgestattet.

Die Bewegungen der schlangengleichen Geisterarme waren beinahe liebevoll.

André Murois blieb in vollem Lauf stehen.

Seine Augen waren weit aufgerissen, sein Atem flog.

Nicole hielt er wie im Krampf an der Hand.

Dann gab er sich einen Ruck.

Sein Motorrad lehnte noch am Stamm. Mit der schweren Maschine mußte es ihm gelingen, den Hügel hinabzurasen.

Er hörte das Kichern und Wispern, die Schritte der Alptraumwesen, die ihre wahre Gestalt entdeckt hatten, Diener Rha-Ta-N'mys waren und damit Feinde der Menschen.

André Murois wußte nichts von den sieben Opfern, die es seit letzter Nacht gegeben hatte, nichts von Francoise Dillon, Marie Amber, nichts von dem fremden Autofahrer, der Familie Dupont.

Sie waren der Ausgangspunkt für das, was nun hier geschehen konnte. Die Lebensenergie war der Grundstoff, der mit dämonischem Willen sich paarte, dem Willen Rha-Ta-N'mys, die in alle diesen Geschöpfen vertreten war; denn sie alle waren ein Teil von ihr.

Rha-Ta-N'my war alarmiert. Molochos war mit Mühe aus der Vergangenheit zurückgekommen und mußte sich erst erholen. Sie ließ alle diejenigen, die ihre Monsterkinder waren, spüren, was sie von ihnen erwartete. Nur einen Teil derer, die überall auf der Welt lebten, konnte sie in diesem Dämonenstützpunkt absetzen.

Mehr Opfer mußten nachkommen, um auch die anderen, die verloren waren, wenn Hellmark sie aufspürte, noch nachkommen zu

lassen.

André Murois war weiß wie ein Leichentuch. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er wehrte sich gegen das, was er sah und wollte ihm entkommen. Wie dies alles zusammenhing, wußte er nicht. Er wußte nur, daß sie beide verloren waren, wenn sie nicht von hier wegkamen.

Er spürte einen Luftzug neben seinem linken Ohr.

Um Haaresbreite verfehlte ihn ein breiter Dolch, der nach ihm geschleudert worden war. Die Mordwaffe bohrte sich in den schwarzen Stamm und blieb zitternd darin stecken.

Da war Murois am Motorrad.

Die Geisterarme wirbelten lautlos durch die Luft und setzten weitere Monsterwesen ab. Das Rascheln, Kichern und Rumoren, das durch die Nebelnacht dröhnte, erfüllte den ganzen Hügel.

Rings um die beiden Flüchtlinge lebte es. Immer mehr kamen. Das Dämonenreich spie seine Bewohner aus…

Murois warf sich der Maschine entgegen.

Der Schlüssel steckte noch. Mit aller Kraft trat der junge Mann den Anlasser.

Der Motor rührte sich nicht.

Das Lachen um Murois und Nicole Sengor verstärkte sich und wurde teuflisch.

Murois sprang mit beiden Füßen auf den Anlasser und gab Gas…

Wieder nichts.

Da entsann er sich.

In der Aufregung hatte er vergessen, daß die Maschine einen technischen Defekt hatte, daß sie vorhin ausgefallen war.

André Murois schrie.

Er wirbelte herum, bückte sich und schleuderte Steine nach den Monstern, die ihn umringten und den Kreis enger zogen.

Da war ein Entkommen unmöglich.

Aus den Reihen lösten sich zwei schrecklich anzusehende Wesen. Das eine hielt ein Breitschwert in der Hand, das andere eine Lanze mit einer gezackten Spitze.

Mit Gebrüll stürzten sich die Teuflischen auf die beiden Menschen, deren Schreie in dem allgemeinen Getümmel untergingen.

Hier in der Einsamkeit bekam niemand mit, was geschah, hörte niemand die verzweifelten Schreie der Todgeweihten…

*

Niemand?

Es gab mehr als einen Menschen, der die verzweifelte Szene beobachtete: Björn Hellmark und seine Getreuen!

Der Kristall war das Bindeglied zwischen der Fliegenden Stadt und

den Ereignissen auf einem einsamen Hügel in der nächtlichen Bretagne.

Gigantopolis erschien wie eine Vision am nächtlichen Himmel über dem Hügel mit dem verwitterten Sarazenenturm: Ein dunkler Koloß, der sich von der Umgebung kaum abhob.

Nicht ein einziges Fenster war beleuchtet. Alles lag in tiefster Dunkelheit.

Um so greller war der Blitz, der die Nacht zum Tag machte.

Aus der Höhe fiel ein fußballgroßes Gebilde, das das Aussehen eines überstrahlten, verklärten Whiss' hatte.

Das Gebilde wuchs, verlor seine Form und wurde nur noch Licht.

Zehn Sekunden standen Himmel und Erde in gleißender Helligkeit.

Sphärenhafte Sirenenklänge, wie sie nie zuvor von Menschen gehört worden waren, erfüllten die Luft kilometerweit.

Es war ein Singen und Klingen, das Eingang in die Seelen fand.

In zehn Kilometern Entfernung noch war die seltsame Sphärenmusik zu hören, war der Lichtschein zu sehen, der die Nacht zum Tag machte.

Später sollte großes Rätselraten einsetzen, was es wohl gewesen war.

Die einen behaupteten, es hätte sich um eine seltene Himmelserscheinung gehandelt, andere wiederum sprachen davon, daß es nur ein UFO gewesen sein könnte, das in jener Nacht über dem Hügel etwa zwanzig Kilometer nördlich von Silfiac aufgetaucht sei. Dritte wiederum waren der Meinung, daß zahlreiche Menschen Opfer einer Massensuggestion wurden, und es in Wirklichkeit überhaupt nichts zu sehen gegeben hätte.

Weder die einen noch die anderen hatten recht.

In dieser Nacht war etwas passiert, was vielleicht nur in Million-Jahren einmal vorkam.

Ein ›Singendes Fahsaals‹ verbreitete seine Atmosphäre, schluckte die bösen Kräfte und löschte sie aus.

Ein ›Singendes Fahsaals‹, das war eine Aura, in der nichts mehr sich verbreiten und gedeihen konnte, was aus der Welt der bösen Geister, der Hölle oder dem Dämonenreich Rha-Ta-N'mys stammte.

Vom offenen Haupttor der Stadt, das wie alles im Umkreis von vielen Kilometern einziges, strahlendes Licht war, beobachteten Björn Hellmark und seine Freunde den Untergang der Verlorenen, die zu ihrem Amoklauf aufgebrochen waren und darin abrupt gestoppt wurden.

Björn Hellmark, der Herr von Marlos, hatte sich entschlossen, das ›Singende Fahsaals‹ nicht in das Ewigkeits-Gefängnis Molochos' zu bringen, sondern an diesen Ort, wo die Mächte des Bösen begonnen hatten, einen Brückenkopf zu errichten.

Der Geisternebel verdampfte. Die schlangengleich gewundenen Arme schrumpften. Die Monster standen sekundenlang wie erstarrt und vergingen dann wie der letzte Schnee unter den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne.

Björn und seine Freunde wurden Zeugen, daß dieser Einsatz einer einmaligen und großartigen Macht auch dem Initiator der Dämonenhochzeit und seinem Helfer, dem geschwächten Dämonenfürsten Molochos, zum Verhängnis wurde.

Sie waren etwa zwanzig Schritte von dem alten Turm entfernt, als das Lichtfeld und die Aura des ›Singenden Fahsaals‹ sich ausbreitete.

Molochos riß die Arme empor. Im stummen Protest stand er da, unfähig, etwas zu unternehmen. Er verging wie die anderen.

Inder Aura des ›Singenden Fahsaals‹ aber geschah in diesen alles entscheidenden Sekunden noch mehr.

Die dämonische Kraft, die Blobb-Blobb in einem winzigen Würfel zusammenpreßte, so daß er sich nicht mehr rühren konnte, verlor ihre Wirksamkeit.

Der kleine Kerl fiel zusammengekauert vom Ast, fing sich auf halber Höhe, reckte und streckte sich und wollte einen saftigen Fluch von sich geben. Der aber kam gar nicht über seine Lippen. Im Wirkungsbereich des ›Singenden Fahsaals‹ verging Blobb-Blobb auch das Fluchen.

Die greisenhaften Menschen, die ihre Kraft an die dämonische Macht hatten abgeben müssen, fühlten und sahen das Licht auch im Innern des Turms. Es durchdrang sie völlig. Und die verlorenen Kräfte kehrten zurück.

Die Jugend Francoise Dillons und Marie Ambers kam wieder, die greisenhafte Schwäche verschwand ebenso aus den Körpern der anderen. Die Gier, weitere Opfer zu finden, und hineinzureißen in den Strudel des Zombie-Daseins, verschwand.

Nicole Sengors Hypnosezustand wurde aufgelöst.

Sie wurde befreit aus dem Bann, in den Philip Marais sie gezerrt hatte.

Auch André Murois wurde gerettet. Die Angreifer wurden Opfer des Lichts, des ›Singenden Fahsaals‹.

Wunderbar war, daß keiner mehr Furcht empfand vor dem, was er erlebt hatte, was ihm bewußt geworden war.

Sie erkannten das Grauen, in das sie geraten waren – aber es setzte ihnen nicht mehr zu.

Das Licht wurde schwächer.

Die Aura des ›Singenden Fahsaals‹ verbrauchte sich.

In der versickernden Helligkeit tauchte Blobb-Blobb wie hingezaubert zwischen den Freunden auf, die auf der Plattform der Fliegenden Stadt standen, die sich nun seitlich des Hügels herabsenkte

und dort festen Untergrund fand.

Blobb-Blobb riß Mund und Augen auf. Unkontrolliert begannen seine Noppen auf dem kleinen kahlen Kopf zu zucken, und er schien im ersten Moment gar nicht zu begreifen, daß alle wieder beisammen waren.

Sogar Whiss!

Da geriet er so außer sich vor Freude, daß er ihm an den Hals flog und ihm mitten auf die Nase einen Kuß gab.

*

»Wie kommst du denn hierher?« fragte Whiss überrascht.

Es meldete sich Blobb-Blobbs schlechtes Gewissen, und er beichtete, was mit dem Geistspiegel des Hestus passiert war und in welcher Situation er sich seit Stunden befunden hatte.

»Und niemand ist nachgekommen, um dich zu suchen?« Das wollte Björn Hellmark nicht in den Kopf.

Zusammen mit Rani suchte er in Blobb-Blobbs Begleitung den alten Sarazenenturm auf, um die Stelle zu inspizieren, wo Blobb-Blobb aus dem mentalen Feld materialisiert war.

Der Turm bot einige Überraschungen.

Er steckte tief im Hügel drin, bestand aus mehreren Etagen, und sie stießen auf eine durchbrochene Decke.

Hellmark warf einen Blick nach unten.

Da sah er aus dem Schutt eine Hand ragen.

*

Rani und Björn brauchten nicht damit anzufangen, den Schuttberg wegzuräumen.

Das machte Blobb-Blobb auf seine Weise.

Behutsam flogen Steine und Erde auf die Seite, Balken, die zum Glück so gefallen waren, daß sie über dem darunterliegenden Körper eine Art Schutzdach bildeten, auf dem der, weitere Schutt schließlich gefallen war.

Pepe lag reglos dort unten.

Hellmark kauerte neben ihm.

Der Junge atmete schwach, hatte am Kopf eine blutverkrustete Wunde davongetragen. Aber er lebte!

Björn nahm ihn vorsichtig auf die Arme.

Er ließ Macabros entstehen, der sie bei der Hand nahm. So kehrten sie gemeinsam in die gelandete Fliegende Stadt zurück.

Die Atmosphäre der Freundlichkeit und Harmonie umhüllte den nächtlichen Hügel immer noch, als die geheimnisvolle Stadt, das

Geschenk Shaloonas, in die Höhe glitt und wenige Sekunden später verschwand, als hätte es sie nie gegeben.

Gigantopolis materialisierte vor den Gestaden der Insel, auf der es nie Nacht wurde.

Die Abenteurer kamen von großer Fahrt zurück.

Der Sieg war mit ihnen, und sie konnten ihn voll genießen, als feststand, daß Pepes Verletzungen zum Glück leichter Natur waren und er sich in der wunderbaren Welt der unsichtbaren Insel schnell wieder erholen würde…

ENDE